

P. O. germ.

11/2 8

P. o. germ.

1117 f

Berendes

(Rachel)

Bayerische Staatsbibliothek



<36646245320011

Zu den Satiren
des
Joachim Rachel.

Inaugural-Dissertation
zur
Erlangung der philosophischen Doktorwürde
an der
Universität Leipzig

vorgelegt von
Bernhard Berendes
aus Marienmünster in Westfalen.

Warendorf 1896.

J. Schnell'sche Buchdruckerei
(C. Leopold).



Angeregt zu der vorstehenden Arbeit wurde ich durch Herrn Privatdozenten Dr. Drescher-Bonn, der mir auch in den ersten Phasen ihrer Ausarbeitung verschiedentlich Förderung zu teil werden liess und mich auch durch eigenes Material (zumal zu Abschnitt III) unterstützte. Ich verfehle nicht, ihm an dieser Stelle meinen herzlichen Dank auszusprechen.

Meinen lieben Eltern gewidmet.

Inhalt.

- I. Entwicklungsgang der Rachelschen Satire.
 - II. Die Unechtheit der Jungfern-Anatomie und des Jungfernlobes.
 - a) Rachel ist nicht der Verfasser der beiden Gedichte.
 - b) Der Verfasser der Jungfern-Anatomie, vielleicht auch des Jungfernlobes, ist Mag. Carol Seyffart.
 - III. Das klassische Element in Rachels Satiren.
 - IV. Anhang.
 - a) Die Litteratur über Rachel.
 - b) Die Ausgaben Rachelscher Schriften.
-

Unter den bedeutenderen Satirikern, die der Niedergang deutschen Wesens und deutscher Sitte zur Zeit des dreissigjährigen Krieges erweckte, nimmt Joachim Rachel eine besondere Stellung ein, indem er im Gegensatze zu den Prosaikern Moscherosch und Schupp und auch im Gegensatze zu dem niederdeutsch schreibenden, der Opitzischen Kunstrichtung abholden Lauremberg als der erste auf dem Buche von der deutschen Poeterey fussende deutsche Satiriker auftritt. Dieser Stellung ist sich Rachel wohl bewusst gewesen. „Was will denn mir widerfahren“, sagt er in der Widmung an Paulus Tscherning, „der ich mich unterstanden, was vielleicht annoch kein Teutscher in Hoch-Sächsischer gebundener Sprache, so viel mir wissend ist, versuchet hat; Als nemlich Satyrische Gedichte zu schreiben?“

I.

Entwicklungsgang der Rachelschen Satire.

Rachels Satirendichtung hat sich in drei Stufen entwickelt. Seine drei ersten Satiren verfasste er ursprünglich als Hochzeitsgedichte, denen er, „weilen der Inhalt fast Satyrisch war, wie Jean Potage seinem Hute die Form geben konnte, welche er wollte.“ (An den Leser.) In den drei folgenden sodann bearbeitete er Satiren des Persius und Juvenal, und in den beiden letzten trat er ohne besonderes Vorbild mit eigenem Plane auf.

Die erste Gruppe.

Der ursprünglichen Bestimmung entsprechend, befassen sich die drei ersten Satiren mit Frauen- und Eheleben. Das „poetische Frauenzimmer“ stellt unter Benutzung des bekannten Fragmentes des Semonides von Amorgos (Vgl. Neumeister, Specimen dissertationis etc., S. 84) sieben Arten böser Hausfrauen das Bild der guten gegenüber, der „vorteilige Mangel“ zeigt, dass ein jeder Fehler der Gattin auch eine gute Seite habe, die „gewünschte Hausmutter“ zeichnet in weiterer Ausführung wie die erste Satire die Hausfrau, wie sie sein soll.

Die Verwendung des griechischen Fragmentes zum Hochzeitsgedichte ist nicht neu. Schon Fr. Taubmann hatte es zu diesem Zwecke benutzt (Epulum Musaeum, Lips. 1604 p. 572 sqq.), und Joh. Pet. Titz

nach dieser lateinischen Bearbeitung 1647 ein deutsches Hochzeitsgedicht erscheinen lassen, das wie unsere Satire den Titel „Poetisches Frauenzimmer“ führt. Diese Aufschrift mag aus einer Randbemerkung in Moscherosch' Gesichten II. S. 342 (Strassburg 1643) herrühren. Eine Benutzung des Titzischen Gedichtes (abgedruckt in L. H. Fischer, Joh. Pet. Titz' Deutsche Gedichte, Halle 1888, S. 113 ff.) durch Rachel ergibt sich aus einer Vergleichung nicht.¹⁾

¹⁾ Rachel mag das Fragment des Semonides in der lateinischen Übersetzung des Schotten Buchanan vor sich gehabt haben (*Opera omnia*, Lugd. Batav. 1725, epigr. I. 67), den er VIII. 57 rühmend erwähnt. Ihm verdankt er II. 35 – 41 wahrscheinlich auch die Schilderung des Posidipp und Metrodor: vgl. Buchanan a. a. O. epigr. I. 37 und 38, von denen ich das erste mit der Überschrift *E Graeco Posidippi seu Cratetis* folgen lasse:

Quod vitae ingrediari iter? si rura labore,
Si domus est curis anxia, lite forum:
Si mare sollicitat terror, metus urget habentem
Rem peregre; ast inopem cura molesta coquit.
Sollicitudo toris genialibus adstat: es expers
Coniugis, id saevae est degere more ferae . . .

Rachels Darstellung des ruhigen und aufgeregten Meeres I. 189 ff. mag ebenfalls von Buchanan beeinflusst sein. Vgl. *silv.* IV. p. 53 (*Francisci Valesii et Mariae Stuartae epithalamium*):

Qualis ubi Eois Phoebus caput extulit undis
Purus et auratum non turbidus extulit axem,
Cuspide iucundae lucis percussa renident
Arva, micat tremulo crispatus lumine pontus,
Lenibus aspirat flabris innubilis aer,
Blande serenati ridet clementia coeli . . .

und a. a. O. p. 56:

Aspicis Oceanum saxa indignatus ut undis
Verberet et cautes tumida circumfremat ira:
Rupibus incursat demoliturque procellis
Fundamenta terens scopulisque adsultat adesis.
Ast ubi se tellus molli substravit arena
Hospitioque deum blande invitavit amoeno . . .

Allerdings kannte Rachel das Meer auch aus eigener Anschauung genügend.

Von der ursprünglichen Gestalt scheinen diese drei Satiren nicht viel verloren zu haben. Dass bei der ersten Abfassung Beziehungen auf das heiratende Paar ausgesprochen gewesen seien, wie sie sich in dem Titzischen Gedichte finden, brauchen wir nicht anzunehmen; die bei Lappenberg im Anhang seiner Lauremberg-Ausgabe angeführten niederdeutschen Hochzeitsgedichte, denen Rachel lokal nahe steht, sind ja auch zum Teil frei davon.

Die erste Satire besonders ist noch recht deutlich als Hochzeitsgedicht erkennbar.

V. 13 ff.

„Wie, kan ich auch nicht wol die Verss in Reimen bringen
Und in gewisse Zahl die Teutschen Wörter zwingen
Als etwa Carpus tuht? Das gilt ihm oder mir
Zwo Kannen Reinschen Weins und noch ein viertel Bier“

erinnern an eine Wendung, mit der das von Lappenberg II. Anhang 1 mitgeteilte Hochzeitsgedicht anhebt:

„Ja, warumb schol ek nich, herr brögamb, juw to ehren
Up juwen Köstedach een vask of twe verehren . . .
Ek kan se, Gott si dank, jo ane schwetent maken.“

Die letzten Verse der Einleitung (21 f.)

„Weg Schwärmuth, Ernst und Neid, und wer nit wil mit lachen,
Der lass ein saur Gesicht in einem Hechel machen.
Das Spiel, das gut Gelag, das Bier, der klare Wein,
Die lieben Lustigkeit und hassen traurig seyn“

lassen die Veranlassung des Gedichtes erkennen und zeigen zugleich, dass der Dichter nicht als Satiriker auftreten, sondern durch scherzhafte Ausführungen zur Erhöhung der Festfreude beitragen will. Dem entsprechend finden wir denn auch die schlechten Seiten der einzelnen Frauen nicht so sehr vom Standpunkte des Sittenrichters gezeichnet, sondern mit harmlosem Behagen vorgeführt. Nur an einer Stelle tritt auch die sittliche Entrüstung zu Tage,

die doch notwendig zur Satire gehört, an der Stelle, die über das von Semonides Ausgeführte hinausgehend¹⁾ von der verderblichen Wirkung einer grossen Mitgift handelt (V. 213—260), indem der Dichter ausruft:

„O du verfluchtes Gut, das alles gut zu hindern
Und abzuschaffen pflegt, das Männer macht zu Kindern,
Du Feindinn der Vernunft, du aller Sinnen Tod,
Du aller Jugend Pest, du Ursach aller Noth!“

Dieser Teil, dessen Verbindung mit dem Vorausgehenden, der Darstellung der Launenhaftigkeit des Weibes, eine sehr lockere ist, scheint von Rachel hinzugefügt worden zu sein, als er dem Hochzeitsgedichte den Titel Satire gab, wenn man nicht etwa annehmen will, dass der Dichter schon von vornherein vielleicht im Hinblick auf die Mittellosigkeit der Braut diesen Punkt so scharf habe hervorkehren wollen.

Auch der Schluss lässt die ursprüngliche Bestimmung der Satire noch klar erkennen. Während nämlich Semonides weiterhin das Schicksal der Männer beklagt, denen Zeus kein grösseres Übel geschaffen als die Frauen, gibt Rachel dem jungen Volke den Rat, trotz der geschilderten bösen Sieben zu heiraten und dabei zu erwägen, dass nun einmal kein Mensch ohne Gebrechen sei.

Man könnte versucht sein, auch in dem „vorteiligen Mangel“ einen späteren Zusatz anzunehmen, da die in den V. 105—120 gegebene Ausführung des Gedankens: „Es ist kein Hornemann in dieser ganzen

¹⁾ Auch Titz fügt an dieser Stelle eine Bemerkung über die Mitgift ein. V. 97:

„Da fängt sie an dem Mann ihr Brautgut aufzurücken,
Sein Armuth, seinen Stand, und was von solchen Stücken
Sie zu ersinnen weiss.“

Welt, als der sein keusches Weib für nebengängig hält“ sich dem Plane des Gedichtes nicht recht einordnet. Da diese Verse aber nicht wie die angeführten der ersten Satire geeignet sind, das satirische Element des Gedichtes zu verstärken, so müssen wir diese Inkonsequenz dem Gelegenheitsdichter Rachel zu gute halten, der mit dieser Einlage die Heiterkeit seiner Zuhörer wecken wollte.

Die dritte Satire hat offenbar keine Veränderung erlitten.

Wenn man nun diese Gedichte, von denen Rachel sagt, dass der Inhalt fast satirisch war, auf ihren satirischen Gehalt prüft, so ist zunächst zu betonen, dass die vorgeführten Gebrechen des weiblichen Geschlechtes von der Art sind, wie sie zu allen Zeiten angetroffen werden. Nur dadurch erhebt sich Rachel über das Allgemeine, dass er, wenigstens im ersten Gedichte, bei der Schilderung der putzsüchtigen Frau auf die Modethorheiten der damaligen Zeit eingeht. In der Einleitung dieser Satire findet sich sogar ein Anflug von persönlicher Invektive. Unter dem neuen Maro, der sich zum deutschen Kriege rüstet und Berge hinanfliegt, ist jedenfalls, wie schon Schröder (Rachelausgabe S. 3 Anm.) vermutete, Georg Grefflinger zu verstehen, der 1657 „Der Deutschen Dreyssig-Jährigen Krieg“ herausgab, das Gedicht, wie Vergil seine Aeneis, in 12 Bücher teilte, die einleitenden Verse nach dem Eingange der Aeneis anlegte und hin und wieder sich auch eines Vergilischen Vergleiches bediente.

In der Behandlungsweise erscheint die „gewünschte Hausmutter“ als die schwächste Satire. Das Satirische tritt in ihr nur dadurch zu Tage, dass bei der Aufzählung der Eigenschaften, die eine gute Hausfrau haben soll, angedeutet wird, dass in Wirklichkeit die Verhältnisse vielfach anders liegen. Es

fehlt hier auch jede Belebung durch ein konkretes Bild: nach der Aufforderung an die männliche Jugend, durch Heirat den halben Menschen zu einem vollkommenen Manne zu machen, folgt in der angegebenen Weise eine tote Aufzählung der Eigenschaften der gewünschten Hausmutter.

Besser steht es in dieser Beziehung mit dem „vorteiligen Mangel.“ Man kann dem Gedichte freilich ebensowenig den Titel Satire beilegen wie dem dritten, aber die Einführung des vor der Hochzeit so ausgelassenen, nach der Hochzeit so zahmen Fritz (V. 81 — 105), anschaulich und witzig gehalten, bringt das Gedicht der Form nach dem, was es sein will, entschieden näher.

Diese Frische und Anschaulichkeit zeigt sich in noch höherem Masse in der ersten Satire, so dass diese als die beste der Gruppe erscheint. Die einzelnen Frauenarten treten uns freilich zunächst ganz verschwommen als die erste, zweite u. s. w. entgegen, aber wir bekommen doch ein klares Bild von ihnen durch das, was der Dichter sie thun und sprechen lässt. Wenn Rachel z. B. die unsaubere, unordentliche Frau darstellt, so zeigt er uns, wie dieser Fehler sich in ihrem Äusseren ausprägt. Wir sehen das ungekämmte Haar, die ungeputzte Nase, die ungewaschenen Hände, dass schmutzige Kleid, die Stuben voll Spinngewebe, ihre unsaubere Wirtschaft in der Küche. Die Klatschsüchtige gibt uns eine Probe ihrer Zungenfertigkeit, in der sie ihrer Gevatterin in kurzer Zeit die verschiedenartigsten Dinge hinter einander aufzutischen weiss. Diese Detailzeichnungen, die mehr oder minder all den Frauentypen zu gute kommen, führen uns Gestalten von Fleisch und Bein vor Augen, und der Dichter unterlässt auch nicht, durch Einführung benannter Personen die Anschaulichkeit zu erhöhen.

Die zweite Gruppe.

Rachel hatte die erste Satire, als Hochzeitsgedicht gedruckt (die Ausgabe scheint verschollen zu sein), seinen Kopenhagener Freunden zugesandt und bei ihnen ungemeine Anerkennung gefunden. Dieser Beifall und die Aussicht, in der Opitzischen Schule als der Begründer einer neuen Kunstdichtung, als der Londinische deutsche Juvenal gepriesen zu werden (vgl. Sach, Joachim Rachel, S. 19), spornte ihn an, die satirische Dichtungsart, die er in seinen Hochzeitsgedichten gestreift hatte, von nun an weiter auszubilden. Die nächsten Jahre brachten die nach Persius und Juvenal gearbeiteten Satiren *Die Kinderzucht*, *Vom Gebete*, *Gut und Böse*.

Von vornherein lässt sich annehmen, dass infolge dieser Anlehnung an wirkliche Satiren das satirische Element nunmehr kräftiger hervortreten werde als in den drei ersten Gedichten. Es fragt sich jedoch, wie weit die Nachahmung sich erstreckt, ob es sich nur um eine einfache Übersetzung handelt, oder um eine freie Bearbeitung mit Benutzung der Grundzüge.

Rachel hat es auf beide Arten versucht. Seine Satire „*Vom Gebete*“ ist nichts weiter als eine etwas ausgeführtere und freie Übersetzung der zweiten Satire des Persius, welche den Missbrauch des Gebetes tadelt, den Verkennung des göttlichen Wesens hervorruft, einige Beispiele von unvernünftigen Gebeten vorführt und endlich die Darbringung eines reinen Herzens als die beste Art der Gottesverehrung preist. Die Ausführungen des Persius stimmen nun allerdings in ihrem Kerne mit den christlichen Anschauungen überein, aber die einfache Übertragung der römischen Satire mit ihren Beziehungen zum heidnischen Kultus kann als deutsche Satire doch

nur dann gelten und wirken, wenn der Leser erst mühsam die heidnische Hülle abstreift und die vorgetragenen Thorheiten durch entsprechende Thorheiten christlicher Beter ersetzt. Moscherosch, der in seinen Höllenkindern (Gesichte, Strassburg 1642 I S. 382) ebenfalls der Satire des Persius folgt, hat die bei Rachel vermisste Übertragung auf christliche Verhältnisse vorgenommen und erzielt dadurch offenbar grössere Wirkung als unser Dichter. Moscherosch redet dort von jenen Heuchel- und Maulchristen, welche, wenn sie in der Kirche sind, sich heilig stellen, aber unterdessen mit den Gedanken im Gerstenfelde herumfahren, den Heiligen eine Kerze verheissen und doch nicht ein tächtlin geben: „O ihr unverschämte Seelen, die ihr des Gebetts und der Gedult Gottes so leichtfertig habt missbraucht, die ihr mit der H. Majestät Gottes in geringerem Respect umgegangen als mit irgend einem Kaufmann oder Händler, ja ärger als ein Sauw mit einem Bettelsack! Wie vielmahl habt ihr von Gott gebettet solche unbilliche Sachen, dass ihr selbst euch dessen schämen müsset, als wie jener dort, welcher, als er noch auff der Welt war, sprach: Gott geb, dass mein Vater tot wäre, dass ihn der Teufel hinweg hätte, damit ich dass Diebsgut einmahl gebrauchen möchte! O dass mein Oheim stürbe und ich ihn erben möchte! O dass ich Doktor wäre! O dass ich ein reicher Abt werde, o dass ich einen heimlichen Schatz finde! Got gebe, dass ich im spiele möchte Glück haben! o dass ich mein Kinde einen reichen Heyrath stiften möchte!... Habt ihr auch je gedacht und von Gott ichtwan eine geistliche Gabe gebettet? Als die ruhe ewerer Seele? Ein gut Gewissen? Die Genade Gottes? Seinen guten Geist und Eingebung? Nein freilich... Ja ihr habt nit bedacht, dass das beste Opfer, so

Gott gefällig sein kan, seye ein reines Gewissen, ein gehorsamer Geist, ein demütiges Herz, eine brennende Liebe.“

Rachel mag gefühlt haben, dass die reine Übersetzung für ihn nicht das Richtige sei, indem er an zwei Stellen — abgesehen von der Ausserachtlassung einiger termini technici der römischen Kultsprache — etwas modernisiert. Aber gerade dadurch verschlechtert er seine Sache; denn das dreimal doppelt Kreuz, das die durch Brantwein- genuss zur Andacht gestimmte Grossmutter ihrem Enkel aufstreicht (V. 53 ff, vgl. Pers. v. 31 ff) und Hans Schluckebier in der Gesellschaft der römischen Namen muten uns seltsam an.

Die vierte Satire Rachels hat den Gedankengang der 14. des Juvenal vollständig, und im ganzen auch die Einkleidung beibehalten. Sie zeigt, wie der Eltern böses Beispiel die Jugend verdirbt und wie besonders der Geiz, der sich uns in seiner ganzen Thorheit und Lasterhaftigkeit darstellt, von den Eltern systematisch auf die Kinder übertragen wird. Aber schon das Aufgeben der Anrede, die er im Gebete beibehalten hatte, lässt erkennen, dass Rachel uns hier keine Übersetzung bieten will. Er hat sich vielmehr bemüht, sein Vorbild durch Auslassungen, Abänderungen und Zusätze zeitgemässer zu gestatten.

Alles, was bei Juvenal den Heiden erkennen lässt, fehlt hier. Wofern Rachel nicht derartiges enthaltende Verse übergangen hat (z. B. V. 90, 206, 219, 260, 315), lässt er im christlichen Sinne Änderung eintreten, wie wenn er Juv. V. 33 f.

„Unus et alter

Forsitan haec spernant iuvenes, quibus arte benigna

Et meliore luto finxit praecordia Titan“

mit den Worten wiedergibt:

„Nur wenigen hat das der höchste Got gegeben,
Aus sonderlicher Huld, dass sie vom bösen Leben
Der Eltern abwärts gehn“

und bei der Übertragung des v. 47

Maxima debetur puero reverentia

unterlässt er nicht aus der Bibel (Matth. 18, 10) hinzuzufügen (V. 38) „weil auch ihr Engel stehen dem höchsten Gott zu Dienst.“

Manches was bei Juvenal zeitgenössische Beziehungen und Anschauungen wiedergibt, hat der deutsche Bearbeiter ausser Acht gelassen oder zweckmässig abgeändert. Es fehlen die v. 30 erwähnten Cinaeden, es fehlt der Satz, dass man in jedem Volke leicht einen Catilina, aber selten einen Brutus und Cato finde (v. 41), dass der Geizige sein Geld liebe wie die Decier ihr Vaterland, wie Menoecus Theben geliebt (v. 238), es fehlen die Örtlichkeiten, an denen jener Petronius seine Luxusbauten aufführt (v. 87), der reiche Hämling Posides (v. 91), die Unsicherheit des Marstempels (v. 260), der reich gewordene Günstling des Claudius (v. 330), es fehlt die ganze Stelle, an der Juv. vom römischen Standpunkte aus das zähe Festhalten der Juden an ihren Gebräuchen bespricht (v. 96—106).

Statt der römischen Leckerbissen (v. 7) zählt Rachel V. 8 Neckerwein, Schnecken, Spargen, Stör, Straussenhirn, Karpenzungen, rohe Austern auf, statt des *puter silurus* (v. 132) lässt er den Geizigen „lebendig Speck“ essen. Aus Mauren und Briganten (v. 196) werden Türken, die eklen Waren, die in Rom nur auf der andern Seite des Tibers verarbeitet werden dürfen (v. 201), werden zu Hering, Salz, Butter, Pech und Schmeer (V. 243), der alte biedere Herniker oder Marser (v. 180) wird durch einen frommen Hausmann früherer Zeit ersetzt (V. 181), die Summe, die das Gesetz des Otho für die 14 Sitz-

reihen im Theater festgesetzt hat (v. 324), durch „10,000 Mark auf gar gewisse Renten“ umschrieben.

Um seine Vorlage deutschen Verhältnissen mehr anzupassen, setzt Rachel auch manches hinzu. Der Sohn lernt vom Vater auch die Leidenschaft für das Kartenspiel (V. 3), das garstige Fluchen (V. 20), der gelehrige Sohn des alten Geizhalses beschneidet auch Goldstücke, treibt Falschmünzerei, bestiehlt Kirchen (V. 285). Die Worte des Juven. v. 71:

„si facis, ut sit . . . utilis . . . pacis rebus gerendis“

führt Rachel zweckmässig also aus (V. 67):

„Sofern du ihn mit Fleiss hast aufgezogen zu einem Mann,
Der mit Verstand und Rath zum Besten dienen kann,
Der klug und tüchtig ist die Unschuld zu verfechten,
Versteht der Kayser Satz, zusamt den Landes-Rechten,
Der nicht bey tausenden zu Leiptzig hat verzehrt
Und bringt Geschicklichkeit kaum dreyer Heller werth.“

Auch die Abweichung in der Übersetzung der v. 189—209 zeigt uns, dass Rachel sich ernstlich bemüht, der römischen Vorlage eine deutsche Färbung zu geben. Die Anrede des seinen Sohn zur Arbeit antreibenden habsüchtigen Vaters verteilt er auf beide Eltern. Hierdurch erzielt er zunächst eine grössere Lebendigkeit der Darstellung, die dadurch noch gewinnt, dass die Mutter in recht drastischer Weise den Vorschlag des Gatten abfertigt, den Sohn, wenn er sich nicht fleissiger an seine Bücher gebe, Soldat werden zu lassen. Zugleich bringt er bei dieser Gelegenheit ein neues satirisches Element in das Gedicht, indem er die Mutter sich auch dagegen heftig auflehnen lässt, dass der Sohn studieren solle (V. 230 ff.):

,Kaum ist ein Jahr verflossen,
Da solt er mit Gewalt ein Bücherhaase seyn .
Und plagen sich zu tot mit Griechisch und Latein.
Ein schöner Anschlag, traun! Was ist ein Dintenjuncker?

Ein Reicher ohne Geld, ein kahler Strassen-Pruncker,
Der etwa von Paris nur Titel bringt zu Hauss,
Den Hut auff einem Ohr, im Beutel eine Lauss.
Vielleicht gedeyet er zu Ruten oder Stecken,
Des Kadmus Halbgesel, die Kinder nur zu schrecken,
Der niemahls frölich ist, als wenn das Kirchspiel klingt,
Das Weib den Mann beweint, und er si bona singt“

Wir hören aus diesen Worten den Dichter selbst klagen, dem seine Lehrthätigkeit nur kärgliches Einkommen brachte (vgl. Sach, S. 27).

Rachel hätte in seinem Streben, den Juvenal zu verdeutschen, noch weiter gehen sollen.

Den Rutilus und Petronius würden wir gern durch deutsche Namen ersetzt sehen, wie uns ja auch die Julian aus Meissen (V. 21) besser gefällt als die entsprechende Tochter der Larga bei Juv. v. 25. Auch den Arzt Archigenes (v. 252), den Zeitgenossen des Juvenal, (V. 311) würden wir gern missen. (Die späteren Ausgaben — zuerst die vom Jahre 1677 — setzen dafür passender den Äsculap.)

Dass Rachel, um der jetzt herrschenden Habsucht die alte Genügsamkeit entgegen zu halten (V. 157 ff), mit Juv. die Zeit des unverdorbenen Römertums heranzieht, können wir dem Umstande zu gute halten, dass ihm die deutsche Vergangenheit jedenfalls nicht so geläufig war wie das Altertum. Bedenklicher ist, dass er (V. 315—332) mit Juvenal ausführend, dass der Wahnsinn der Menschen, die sich aus Habsucht den Gefahren des Meeres aussetzen, ungleich grösser sei als der Wahnsinn, der sich in den Greuelszenen der antiken Tragoedien zeige, V. 328 mit Umschreibung von Juv. v. 262

„Ergo omnia Florae

Et Cereris licet et Cybeles aulaea relinquo;

Tanto maiores humana negotia ludi“

sagt:

„Ja solte man das Spiel geheimer Orten sehen,

Man liesse Cäsars Platz sammt allen Marmor stehen.“

Wenn so von der „Kinderzucht“ nicht gesagt werden kann, dass sie eine in allen Punkten gelungene Verdeutschung der römischen Vorlage sei, wird man bezüglich der letzten Satire dieser Gruppe, „Gut und Böse“ (Nr. 6) Rachel die Anerkennung nicht versagen dürfen, dass er hier, wie er im Poeten V. 92 von einem Nachahmer verlangt, trotz der Anlehnung an Juvenals 10. (bzw. 11.) Satire Meister geblieben.

Schon die Anfangsverse lassen die Selbständigkeit vermuten, mit der Rachel hier überall verfährt. Er fertigt darin, bevor er den ersten Gedanken Juvenals wiedergibt: „Nur wenige auf der ganzen Welt wissen falsche Güter von den wahren zu unterscheiden“, in ironischer Weise — ein ziemlich seltenes Gewürz bei Rachel — recht drastisch ein Milchmaul ab, das sich über diese Frage erhaben dünkt

Wir finden bei der Lektüre der Satire nichts Fremdartiges, nichts, was uns daran erinnert, dass der Verfasser einen Römer übertrage, so sehr ist alles, was der Dichter von Juvenal verwendet hat, des eigentümlich Römischen entkleidet. In dem Gedankengange folgt Rachel allerdings vollständig, in den Beispielen zum grossen Teile seinem Vorbilde; aber trotzdem zeigt er im einzelnen eine aner kennenswerte Selbständigkeit, indem er in den entlehnten Rahmen noch weitere Sittengemälde, teils allgemeiner Natur, teils zeitgenössischer Verderbtheit einfügt.

Ausgehend von Juv. v. 25 ff: „Sed nulla aconita bibuntur fictilibus“ schildert er die Glückseligkeit des Handwerkers, der schon früh am Morgen nach Gebet munter an seine Arbeit geht, der zu seinem frugalen, aber durch erarbeiteten Hunger gewürzten Frühstück greift, wenn der Reiche sich noch in

seinen Federn streckt. Dieser, von zarter Faulheit schwach, findet an der wohlbesetzten Tafel keinen Gefallen, weil der Magen noch nicht den Schmaus der letzten Nacht verdaut hat, und wenn er dann zur Wiederherstellung einen Hering, Rettig oder Kopfsalat verspeist, „so ist Lukul und ich nun wieder gleich gemacht. Diess trägt mein Garten auch (V. 68 f).“¹⁾ Dann zeichnet Rachel die Thorheit des Geizhalses, der bei seinen Schätzen „Wasser säufft und schimmlich Brot maust“, dessen Erbe, nachdem er das unter so grossen Entbehrungen zusammengescharfte Vermögen in wenigen Monaten durch die Gurgel gejagt hat, entweder dem Werber Leib und Blut um einen Thaler feilbietet oder in fremden Weltteilen sein Glück versucht oder ins Irrenhaus gerät.

Wo Rachel auf die Gefahren der Hochgestellten zu sprechen kommt, (V. 161 ff), zeichnet er anschaulich das lächerliche Gebaren eines Emporkömmlings, wie sie der Krieg so viele gezeitigt hatte. Dieser Geck ist durch „schwarz und weiss“ so hoch gestiegen. Seine früheren Freunde kennt er nicht mehr, wenn er von Pagen und Lakaien (Jungen darf man nicht mehr sagen) umgeben, von dem Volke ehrfurchtsvoll begrüsst, gravitatisch einher schreitet. Jedes zweite Wort, das von seinen Lippen kommt, ist französisch, französisch sein Bart, französisch seine Sitten, seine Kleider zeigen die neueste Pariser Mode. Der Deutsche muss ja jetzt alles nachahmen, was aus Paris kommt, wenn es auch so thöricht wäre, dass selbst Heraklit der Weinende, wenn er es sähe, „vor Lachen einen gehen liesse.“ (V. 196.)

Und erst Madame! Sie fährt in sechsspänniger Karosse, drei Kammerkatzen und Polsterhunde neben

¹⁾ Dass Rachel sich hierbei an Horaz angelehnt hat, wird später gezeigt werden.

sich, gepudert, geschminkt, mit Schönheitspflästerchen, von der Kleiderpracht ganz zu schweigen.

Einen breiten Raum nimmt bei der Ausführung des Gedankens, dass Studium und Gelehrsamkeit nicht immer zum Heile gereichen, die Schilderung des liederlichen Treibens der Studenten und weiterhin des unwürdigen Lebenswandels der Vertreter des Gelehrtenstandes ein, Zustände, die auch Moscherosch und Schupp zu gebührender Züchtigung veranlassten.

Nur die wenigsten Akademiker thun das, was sie thun sollen. Die meisten wollen sich mit aller Macht „zu einem Doktor sauffen.“ Pokulieren, Tabakrauchen und Raufen ist ihre gewöhnliche Beschäftigung. Sie sind der Pennäle Geissel, spielen Karten, lernen bei Meister Firlefantz das Springen nach der Geigen, ferner die Kunst, wie man einen Hasen, ein Reh, einen Fisch zerlege, und buhlen, während der Vater von Tag zu Tage wartet, dass der Sohn das „rot Paretlein“ trage und sich wundert, wo das viele Geld bleiben mag, das er ihm schicken muss.

Auch der Gelehrtenstand hat viele unwürdige Vertreter, weil Weisheit und Kunst nicht immer auf ein frommes Herze fällt. Mancher Theologe, in dem Eifer, der Schrift Geheimnis zu ergründen, kommt in seinem Fürwitz so weit, „dass er dem Pabst so viel als einem Luther gläubt, dem Zwingel nicht viel mehr.“ Und wie oft widersprechen sich bei ihnen gute Lehr und ungeschicktes Leben! — Mancher Rechtsgelehrte gebraucht seine Kunst, sich ungerichten Vorteil zu verschaffen. Ein rauher Mann, der Arzt geworden ist, „lässt den kranken Mann nicht lang in Schmertzen leben; wil er kein gut mehr thun, so bringt er ihn zur Ruh, gibt ihm den letzten Trank und nimmt das Geld dazu.“

Mancher ist so vom Dünkel eingenommen, dass er kein Amt finden kann, das seiner würdig wäre. Vor allem nur kein Schulfuchs und Brillenpauker werden, der Bürger Schmach und Fluch! Das Ende dieses Hochmuts ist, dass Herr Dünkelgross mit zerrissenen Hosen im Lande herumzieht und Trinkpfennige bittelt.

Endlich greift Rachel hier noch die Poeten an, die mit der Saue läuten, andere Menschen verleumden und geheime Schmach der ganzen Welt entdecken.

Bei der Darstellungsung der Gefahren des kriegerischen Ehrgeizes führt Rachel einen bekannten Typus aus der Zeit des dreissigjährigen Krieges ein, den er wohl Joh. Ristens „Capitan Spavento d. i. Spanische Aufschneideren“ zu liebe unter dem Namen des Sennors Spavento auftreten lässt. Der dann weiter geschilderte Glückswechsel des Belisar hatte schon vorher bei Moscherosch, Ges. I. S. 453 und Schupp, Lehrreiche Schriften (Frankf. 1701) I. S. 126 Verwendung gefunden, ebenso bei Schupp a. a. O. der jähe Sturz des Herzogs von Friedland.

Neu ist bei der Schilderung der Leiden des Alters die Einführung der alten Bettlerin. Der Abschluss dieser Darstellung möge durch die Vergleichung der entsprechenden Verse des Juvenal zeigen, wie Rachel in dieser Satire überall zweckmässige Änderungen hat eintreten lassen.

Juv. v. 218 ff.

„Circumsilit agmine facto

Morborum omne genus: quorum si nomina quaeras,
Promptius expediam, quot amaverit Oppia moechos,
Quot Themison aegros autumnno occiderit uno,
Quot Basilus socios, quot circumscripserit Hirrus
Pupillos, quot longa viros exsorbeat uno
Maura die, quot discipulos inclinet Hamillus,
Percurram citius, quot villas possideat nunc,
Quo tondente gravis iuveni mihi barba sonabat.

Rachel V. 583 ff.:

Des Unglücks ist so viel als Teutschen in den Zechen,
 Als Haasen in dem Busch, als Praler ohne Muth,
 Als Huren ungedeckt, als Junckern ohne Gut,
 So viel als Morenland hat Kokernüss und Affen,
 Als Heuchler sind zu Rom und kahlgeschorne Pfaffen,
 Als Mücken in der Luft, zu Hofe falsche Ehr,
 Als Titel ohne Grund und sonst nichts mehr,
 So viel als Löcher sind in einem härnen Siebe,
 Als Schneider zu Paris, als auff der Mülen Diebe,
 Als England gute Schaff, als Schweden Steine trägt,
 Als Lieschen schwartze Flöh mit beyden Daumen schlägt,
 So viel als Härlein seyn in einer Zoblen Mützen,
 Als Sperling in dem Lentz, als Frösch in allen Pfützen,
 Als Köpfe sonder Hirn, als Tropffen in dem Rein,
 Als Flüche bey dem Spiel, als Narren bey dem Wein“

Während endlich Juvenal in nur sechs Versen die Gefahren berührt, die schönen Mädchen drohen, dagegen den damaligen Sittenzuständen entsprechend die Gefahren der männlichen Schönheit in fünfzig Zeilen behandelt, hatte Rachel nur Veranlassung, sich mit dem ersten Punkte zu befassen. Er zeigt, wie leicht die Ehre der Jungfrau durch das begründete, häufiger aber unbegründete Rühmen ihrer Schönheit von seiten der Buhler zu Falle komme.

Wenn er hier (V. 688 ff) den Buhler das Haar der Jungfrau mit lauterem Golde, die Haut mit Elfenbein, die Lippen mit Korallen vergleichen, den süssen Zimmetrinden reichen Mund rühmen lässt u. s. w. (vgl. auch Rachel I. 226 ff, VII. 325 ff), so will der Dichter zugleich jene schwulstige Ausdrucksweise so vieler Poeten und Hofleute lächerlich machen, die u. a. Logau, Sinng. II. 3. 59 V. 104 ff., Opitz „An eine Jungfrau“, Moscher. Ges. I. S. 75, 381, II. 342, Rist in seiner Rettung der edlen deutschen Hauptsprache (3. und 4. Brief) verspotten, und die gerade damals wieder (Lohenstein, Hoffmannswaldau) die üppigsten Blüten trieb.

Wenn wir nun die zweite Gruppe der Rachel'schen Satiren überblicken und sie mit der ersten vergleichen, so ist ein gewaltiger Fortschritt unverkennbar. Konnten wir den drei ersten Gedichten den Namen Satire nicht zubilligen und an ihnen nur einzelne satirische Züge wahrnehmen, so haben wir hier echte Satiren vor uns, aber von verschiedenem Werte. Die fünfte nimmt unter ihnen den letzten Platz ein. Als einfache Übersetzung einer das religiöse Gebiet berührenden Satire aus heidnischer Zeit befasst sie sich an sich nicht mit zeitgenössischen Verhältnissen und kann satirisch erst durch eine vom Leser vorzunehmende Übertragung wirken. Die „Kinderzucht“ bemüht sich zwar, dem in der entsprechenden Satire des Juvenal behandelten Stoffe eine deutsche Färbung zu geben; aber dieser Stoff, strenggenommen der Geiz mit seiner Thorheit und Lasterhaftigkeit ist derartig, dass er den Satirikern aller Zeiten zu Gebote steht und seine Allgemeinheit nur dadurch verlieren kann, dass markante, gerade der oder jener Zeit eigentümliche Züge zu seiner satirischen Behandlung verwendet werden. Das aber vermissen wir hier. Nur die geringschätzigen Äusserungen der hab-süchtigen Mutter über den Gelehrtenstand, die, wie wir sahen, Rachels Eigentum sind, berühren ein Zeitgebrechen. Von diesen abgeblassten Satiren unterscheidet sich die sechste in erfreulicher Weise dadurch, dass sie in die an eigenartigem satirischen Stoffe so reiche Zeit selbst hineingreift, indem sie uns einen aufgeblasenen alamodischen Höfling, eine allen Modethorheiten huldigende Madame, das liederliche Treiben der Studenten, die Verderbtheit so mancher Vertreter der Wissenschaft und einen miles gloriosus vorführt.

Die dritte Gruppe.

Nachdem Rachel in der sechsten Satire mit Glück den Versuch gemacht hatte, sich auf die eigenen Füße zu stellen, glaubte er von nun an von der Verarbeitung antiker Satiren absehen und mit selbständigem Plane auftreten zu können. Dieser letzten Stufe seiner Satirendichtung gehören „der Freund“ und „der Poet“ an.

In dem ersteren Gedichte wird ausgeführt, dass ein wahrer Freund ein seltsam Ding auf Erden sei, und dieser Gedanke dadurch erläutert, dass gezeigt wird, wie schlecht es mit der Tischfreundschaft und „nassen Brüderschaft“ bestellt sei, wie Brüder und Verwandte einander befehden, wie wenig zuverlässig der Liebe heuchelnde Buhler, wie falsch der Höfling, wie selten eine glückliche Ehe, wie heuchlerisch die Menschen in ihrem Verkehre seien.

Die Satire behandelt einen Gegenstand allgemeiner Natur und steigt auch bei der Erläuterung desselben nur selten in die Gegenwart hinein, wie wenn Rachel die leicht geschlossene, leicht gebrochene Brüderschaft trunkener Studenten heranzieht, oder über die Heuchelmummerei klagt, die die wahre Gesinnung hinter Höflichkeitsphrasen verbirgt.

Dabei leidet das Gedicht vielfach an zu breiter Darstellung. In nicht weniger als 132 Versen (V. 73--205) trägt uns der Dichter den Verlauf seiner Brüderschaft mit Eschinus vor, und die Erzählung der durch einen falschen Höfling geförderten Unthat des biblischen Prinzen Ammon nimmt nicht weniger als 160 Zeilen ein (V. 361—521). Dieser Geschichte fehlt auch die Schärfe der Behandlung: wir müssen anfangs glauben, der Dichter wolle uns ein neues Beispiel einer unechten, nur auf Leidenschaft gegründeten Liebe bringen, merken aber später, dass

das Hauptgewicht der Erzählung der geschmeidige und hinterdrein treulose Höfling Jonadab tragen soll.

Die Selbständigkeit Rachels ist übrigens auch hier eine beschränkte. Plutarch hat er freilich, trotz Wippel (Vorrede der Rachelausgabe) nicht benutzt, wenigstens nicht, soweit „*περὶ πολυφιλίας*“ und „*πῶς ἄν τις διακρίνῃς κόλακα τοῦ φίλου*“ in Betracht kommen. Was er aus Cicero de amicitia genommen haben kann, ist gering; es findet sich in den Versen 33—60, die die Eigenschaften des wahren Freundes angeben. Dagegen hat Rachel unverkennbar in einem Teile seiner Satire den „Freund in der Noth“ des Schuppius verwertet. Bei beiden findet sich der Gedanke ausgeführt (Schupp, Hall. Neudr. S. 5 und 7), dass Freundschaft, die der Wein zuwege gebracht, besonders die bei studentischen Gelagen geschlossene, gewöhnlich von sehr kurzer Dauer sei; beide behandeln die Freundschaft der Brüder (Schupp, S. 18. Rachel, V. 262 ff) und die der Schwäger und Verwandten (Schupp, S. 18. Rachel, V. 273 ff), bei beiden finden sich hier als Beispiele der Brudermord Cains und der Streit zwischen Pompeius und Caesar. Auch sonst finden sich manche Ähnlichkeiten z. B. Schupp, S. 13: „Wer ein treuer Freund ist, der saget seinem Freunde in Gegenwart, was ihm nicht wol ansteht und redet dagegen in Abwesenheit und hinter seinem Rücken alles gutes von ihm“ — Rachel V. 41. — Schupp S. 14. „Der Gerechte schlage mich freundlich“ — Rachel 43. — Schupp S. 8. „Ein Freund ist ein edles Kleinod, welches mit keinem Geld zu bezahlen ist“ — Rachel V. 29. — Schupp S. 15. „Bruder N . . . , ob du dich mit der Liebsten noch wol befindest“ — Rachel V. 598 ff.

Auch der „Poet“ ist nicht durchaus originell. Opitzens Buch von der deutschen Poeterey hat dem

Dichter nicht nur den Stoff zu seinen theoretischen Erörterungen gegeben,¹⁾ sondern auch die Ausgangspunkte des satirischen Theiles. Mit Opitz geht Rachel davon aus, dass der Name Poet so verächtlich geworden sei und er führt dieselben Gründe dafür an wie jener: den Neid der Menschen, die elenden Gelegenheitsdichtungen, die massenhaften Krönungen schlechter Poeten, das ungebundene Leben gewisser Dichter, die Unflätereien, die manche in ihren Gedichten vorbringen, die Sprachmengerei. (Opitz, Cap. III u. IV.)

Die Satire des „Poeten“ bewegt sich ganz in zeitgenössischen Verhältnissen.

Die Gelegenheitsdichtung, die sich in der vorausgehenden Periode schon bei den humanistischen Poeten, vorwiegend bei den Familienereignissen der höheren Stände, breit gemacht hatte, war allmählich auch in die bürgerlichen Kreise eingedrungen und hatte gleich einer Seuche eine ungeheuere Ausdehnung genommen. Schon Opitz (Poet. Cap. 3) ereiferte sich über diesen Unfug, obgleich er doch selbst nicht wenig thätig auf diesem Gebiete war.²⁾ Und wenn so die besten Dichter der Zeit mit bösem Beispiele vorangingen und ihre Muse vielfach in schnöden Sold gaben, was Wunder, wenn ihnen eine unzählige Schar elender Bettelpoeten nachfolgte,

¹⁾ Über die Benutzung des Horaz siehe unten.

²⁾ Dass auch Rachel der Sitte der Zeit huldigte, beweisen die drei ersten Satiren. Ferner berichtet Nasser, Vorlesungen II. Bd. S. 355 (Kiel und Altona 1800) dass er von einem Professor Mellmann eine Sammlung ungedruckter Gedichte Rachels zur Einsicht erhalten habe, unter denen die deutschen grösstenteils Gelegenheitsgedichte gewesen seien. Es mögen dies die Manuscripte gewesen sein, die nach Ziegler (Hamb. Nachr. aus dem Reiche der Gelehrsamkeit 1760, Stück 40 S. 318) der Kammerrat Viethen aus Heide einem gewissen Professor „vor einigen Jahren“ auf dessen Ansuchen zustellte und nie wieder zurück erhielt.

„De dar können allerley Rime schreven
Darmit se allenthalben eren Handel driven,
Up Hochtiden, Kinddöpen und bi Doden,
Und woehr se sünst etwas sindt vermoden.“

(Lauremberg, hgb. von Braune IV. 245 f.)

Eine grosse Förderung erhielt die Gelegenheitsdichtung auch durch die Sprachgesellschaften, besonders durch die fruchtbringende wegen der grossen Zahl der hochadeligen Mitglieder derselben. „Kein Gesellschafter“, sagt Barthold, *Gesch. d. fr. Gesellsch.* S. 157, „konnte auf dem Krankenlager den teilnahmsvollen Besuch eines andern eintreten sehen, ohne dabei sich zu ängstigen, jener bereite im Sterbefalle schon ein Epicedion vor. Immer, bei Todkranken, beim ersten Gemunkel von einem vornehmen Verlöbniß, bei Geburten, standen die Versüchtigen schon mit einem Fusse im Steigbügel des Pegasus, um sich als die ersten in die dichterischen Höhen zu schwingen und die erste Musengabe darzubringen.“

Eine Unmasse von Gelegenheitsgedichten ist auf uns gekommen, in hochdeutscher und niederdeutscher Sprache, in den gesammelten Gedichten und in Einzeldrucken. Viel ist zum Glücke verloren gegangen; aber das, was vorhanden ist, gibt Zeugnis genug von der Geschmacklosigkeit, zu der dieses Reimfieber führen musste. Man muss sich bei der Lektüre so mancher dieser Gedichte wundern, wie ein Mensch so viele Worte ohne Gehalt über die Vorzüge eines zu feiernden, über seine freudigen und schmerzlichen Stimmungen zu Papiere bringen konnte. Besonders die Hochzeiten boten den Poeten und Poetastern erwünschte Gelegenheit, ihr Licht leuchten zu lassen oder klingenden Lohn einzuheimsen. Dass in den Hochzeitsgedichten sehr häufig verblümete und unverblümete Zoten vorgebracht

wurden, ist selbstverständlich. Schupp spricht sich darüber in seiner kräftigen Weise also aus (Lehrr. Schriften II S. 72): „Ich bin ein Liebhaber der Lieder, der Musik und der Poeterey und kann auch wol Schertz verstehen. Allein Schertz muss mit Salz der Weisheit gewürtzt werden, sonst wird eine Scurilität, eine Lotterbüberey drauss Allein die heutige teutsche Reimreisser, in welchen sich Hans Sachsen Schusters Geist regt, welche Reimen reissen umbs Geld . . . solche ungesaltzte ungeschmaltzte Witzdölpel sage ich wissen offtmals viel, was ein Poet sey oder was für ein Unterschied zwischen einem Poeten und Reimreisser sey.“

Wollten die Dichter etwas Originalität in ihre Reime bringen, so spielten sie wohl mit dem Namen der Angesungenen, und welche Trivialitäten dabei zu Tage kamen, das mag eine Probe aus einem Hochzeitsgedichte des K. Seyffart (Poetischer Glückstopff, Eisleben 1671 S. 148) erläutern, dem er die geschmackvolle Überschrift gegeben hat: „An einen Bräutigam in Hall, welcher die Knochen (ita cognomen erat Sponsae) ins Bett schleppte.“ Nachdem er von dem Nutzen und Schaden der Knochen gesprochen, schliest er also:

„Ich wende mich zur Braut, und rühme sonder Scheu,
Dass Sie wie obgedacht kein solcher Knoche sey:
Vielmehr ein Knöchelgen, des Marck ist lauter Tugend,
Die Knöchin keusche Zier, samt reiner frühen Jugend,
Ein liebes Knochen Kind, der Eltern süsse Lust,
Ein wolgezognes Bild, ihr Hertz und süsse Brust.
Wolan, Herr Bräutigam! Nehmt hin das Liebe Wesen,
Den Knochen, den ihr habt recht klüglich auserlesen,
Er wird erfreuen euch, auch geben süsse Krafft,
Und auch zu aller Zeit den besten Stärckungs Saft.“

Und doch führte Mag. Carol Seyffart den Titel eines Kaiserlich gekrönten Poeten!

Damit werden wir zu dem zweiten Gegenstande der Angriffe Rachels geführt, den massenhaft vorgenommenen Dichterkrönungen.

Seitdem Conrad Celtes i. J. 1502 als der erste vom Kaiser Maximilian das Recht erhalten hatte, Bewerber um den dichterischen Lorbeer nach vorausgegangener Prüfung durch ein Kollegium zu krönen, bildete sich in der Folge die Einrichtung der Comites Palatini aus. Angesehenen Männern, Dichtern und Gelehrten, wurde vom Kaiser die Befugnis verliehen, nach ihrem Gutdünken Männer, die sich auf dem Gebiete der Poesie hervorgethan, zu kaiserlich gekrönten Poeten zu erheben. In dieser ungebundenen Berechtigung lag eine grosse Gefahr des Missbrauches, und der Missbrauch blieb nicht aus. Ein klassisches Beispiel dafür liefert die Krönung des Baders Jakob Vogel zu Stössen a. d. Saale. Aber auch eine Reihe anderer Poeten, die des Lorbeers für würdig geachtet wurden, erhebt sich nicht viel über die Bedeutung dieses Mannes. Musste doch selbst der Comes Palatinus Rist sich von Schupp (II. S. 70) sagen lassen: „Mein Herr Daphnis schaffe uns teutsche Vergilios und sehe doch, dass den gemeinen Reimenreissern gesteuert werde, welche gleichwohl für Poeten wollen gehalten sein.“ In derselben Abhandlung deutet der Hamburger Pfarrer auf den Wert der Dichterkrönungen in ergötzlicher Weise also hin: „Ich fragte ihn (Apollo) endlich, wie doch das zugegangen, dass Herr Joh. von N. mit einem Lorbeerkrantz gezieret und unter die Zahl der Poeten gesetzt sey? Apollo erschrack und sagte: Mein Freund, ich will dir die reine Wahrheit bekennen. Joh. v. N. ist zu dem Lorbeerkrantze gekommen, wie jener zu der Papistischen Religion. Es ist bey Trunck geschehen.“ Diese Massenkrönungen, an sich schon höchst ver-

derblich für das Ansehen der Dichtkunst, kamen auch noch dadurch in bösen Geruch, dass, wie Rachel V. 403 andeutet und wie wir auch aus anderen Quellen wissen, das Geld dabei vielfach eine Rolle spielte.

Um den Unfug zu brandmarken, hat Gottfr. Wilh. Sacer, oder wer sonst der Verfasser ist, eigens eine Satire geschrieben „Reime dich oder ich fresse dich“ (Northausen 1673), in welcher er mit trefflicher Ironie Hans Wurst Anleitung gibt, wie er es am leichtesten zum gekrönten Poeten bringen könne. Diese Satire, welche überhaupt alle Verkehrtheit, Grillenhaftigkeit und Eitelkeit der Poeten jener Zeit, allerdings mit Übertreibung, darstellt, ist für uns auch darum interessant, weil der „Poet“ Rachels vielleicht zur Abfassung derselben angeregt hat; Rachels Satiren wenigstens sind dem Verfasser wohlbekannt, denn er citiert, aus dem Gedächtnisse, wie es scheint, mehrere Verse derselben (S. 101, 127, 136, 174).

In Übereinstimmung mit der in unserer Satire ausgesprochenen Gesinnung über diese Zustände hatte Rachel ja auch dem Com. Palat. Rist, als ihm dieser den Lorbeerkrantz anbot, ablehnend geantwortet.¹⁾

Weiteren Stoff zu gerechter Entrüstung bot dem Dichter die Sprachmengerei der Zeit. Er verwendet ihn, indem er einen alten Geck und einen Geist-

¹⁾ Ziegler führt in den Hamburger Nachr. 1760 Stück 43, S. 343 aus Rachels Papieren ein an Chr. Petreus, Kays. gekrönten Poeten gerichtetes Glückwunschgedicht an, in welchem die dem Freunde gewordene Ehrung gefeiert und diejenigen zurecht gewiesen werden, die über jene Krönung spotteten. Ziegler bemerkt dazu: „Durch dieses Gedicht hat Rachel, wie mich deucht, sich selbst verdammt.“ Es ist aber zu betonen, dass Rachel nicht die Dichterkrönungen an sich verwirft, (vgl. VIII. V. 16 „... solche Himmelsgaben, ... die mit Ehren krönt das höchste Haupt der Welt“, sondern nur den Missbrauch, der von gewissen Com. Palat. damit getrieben wurde.

lichen auf der Kanzel alamode reden lässt; denn sogar in die Gotteshäuser war diese „vermaledeyte Lust-Seuche“ gedrunken, so dass „mancher Zuhörer kaum den halben Teil einer Predigt verstand“ (Rist, Rettung der edl. Teutsch. Hauptspr. 1642. 4. Brief, S. 13).

Schon lange Zeit vor dem grossen Kriege hatte diese Verwälschung der Sprache begonnen. Die Gründe dafür hat Barthold im 1. Cap. seiner Geschichte der fruchtbr. Gesellsch. angeführt. Dass der Krieg selbst, der die Völker der verschiedensten Sprachen auf deutschen Boden führte, dieses Übel erst recht in Blüte bringen musste, liegt auf der Hand. „In was vor einen verwirrten Zustand vor dreyszig, viertzig und mehr Jahren, ja auch jetzo noch bey diesen Zeiten, schreibt Neumark (Neusprossender Palmb. S. 3) im Jahre 1668, die schöne Sprache bloss aus eigensinnig beliebtem Vorwitz gerahten, durch Einführung vieler ausländischer Mängelungs-Wörter in Verachtung gebracht und fast zu Grunde gerichtet worden, solches ist unläugbar und jedem Teutsch-Liebendem und Sprach-Verständigem genugsam bekandt, erhellet auch noch mehr als zu viel aus der täglichen Erfahrung.“ Derselbe S. 142: „Ein Verständiger und in fremden Sprachen Erfahrener kann sich nicht sattsam verwundern, dass auch diejenigen, so nicht über den Schatten ihres Kirchthurms gewandert und nie kein Welsches, Lateinisch oder Frantzösisch Wort vorsätzlich gelernt, sondern ie eines etwan ohne Verstand erschnappet, nicht sechs Wörtlein zusammen fügen, darunter nicht etliche unteutsche mit eingeflochten weren.“ Wenn daher Rachel V. 367 Gott Dank sagt, dass diese Mummerey nunmehr den Teutschen nur ein Spott sei, so ist richtig, dass eine entschiedene Wendung zum Besseren eingetreten war, haupt-

sächlich durch die Bemühungen der Sprachgesellschaften, unter denen wieder der fruchtbringenden als der ersten und wirksamsten der grösste Ruhm gebührt. Aus der Poesie war der Mengelmus fast durchweg verdrängt worden, in der Umgangssprache aber und im Briefwechsel, wo er sich überhaupt am meisten geltend gemacht hatte, behauptete er noch lange das Feld.

„Wer teutschet uns das Teutsche?“ das ist der ständige Klageruf derjenigen, die den Niedergang der Sprache beobachteten und sich um die Besserung dieses Zustandes bemühten. Aber wie Reformbestrebungen so häufig Übertreibungen zeitigen, so geschah es auch hier. Manche Sprachreiniger fielen in den Fehler des starren Purismus, der jedes Lehnwort, wenn es sich auch noch so sehr eingebürgert hatte, ja jedes Wort, das infolge der Urverwandtschaft zu sehr an das entsprechende griechische oder lateinische Wort erinnerte, durch „deutsche“ Neubildungen ersetzt wissen wollte.

Schon in den ersten Zeiten des Palmordens fanden sich einige, die die zweite Ordensregel, die Sprache rein zu halten, allzu extrem auffassten. So sagt Schupp (lehr. Schr. II. S. 58), nachdem er anerkannt, dass die „Intention der hochl. Stiftern dieser Genossenschaft gut gewesen sei“: „Allein sie sollten selbst erwägen, ob die Mittel, die sie bisher gebraucht haben, die deutsche Sprache zu befördern, allenthalben dienlich seyen. Der tapfere Kriegesheld, der von N. [er meint den 1629 in die Gesellschaft aufgenommenen W. von Kalchum (vgl. Neumark, Palmbaum S. 453 und Barthold, S. 189)] hat seinen Esprit genugsam ann Tag gegeben in Versetzung des verfolgten Davids und anderer Schriften. Allein dass er alle frembde Wörter, welche die Bauern nicht mehr vor frembd halten, hat wollen Teutsch geben,

darüber hab ich offtmals unter dem Lesen den Kopf geschüttelt.“

Neuerdings hatte dieser Purismus in Ph. von Zesen einen eifrigen Verfechter gefunden, und er ist, wie die dort angezogenen Verdeutschungen ganz klar erkennen lassen, jener Hirsen-Pfriemer, den Rachel V. 253 ff und später 353 ff so glücklich verspottet.

Auf Zesen mag auch zum Teil gemünzt sein, was Rachel V. 149 sagt:

„Jetzund wenn einer nur kann einen Reim herschwatzen:
Die Leber ist vom Huhn und nicht von einer Katzen,
Da heisst er ein Poet. Komm edler Palatin,
Leg deinen Lorbeerkrantz zu seinen Füßen hin“,

denn auch Zesen hatte in seinen dichterischen Jugendflammen (Hambg. 1651) verschiedene dieser öden Leberreime zum besten gegeben.

Mit Lauremberg (IV. 281 ff) eifert Rachel endlich gegen das dichtende Weibervolk, aber einerseits lehrhafter, indem er von der in den Musen und der Minerva verkörperten Idee handelt, andererseits zurückhaltender, indem er — offenbar in Rücksicht auf die zeitgenössischen Dichterinnen aus dem hohen Adel — nur den gewöhnlichen Frauen die Beschäftigung mit der Poesie verbietet, weil sie andere Pflichten zu erfüllen hätten. Auf welche Person oder Personen er V. 157 f anspielt, wird schwer zu ermitteln sein, doch wohl nicht, wie Schröder meint (Anmerkung S. 191) auf Sibylla Schwartzin, deren Tod schon in das Jahr 1638 fällt und die ihr Lehrer Mag. Samuel Gerlach von sich sagen lässt:

„(Ich) Macht einen reinen Vers;
Haushalten war bekannt
Mir auf das allerbäst“ (Barthold, S. 222.)

Rachel mag hauptsächlich beabsichtigt haben, der teutschgesinnten Genossenschaft seines Hirsen-

pfriemers und dem pegnesischen Blumenorden einen Hieb zu versetzen, die auch Frauen in ihren Bund aufnahmen.

So sehen wir hier Rachel den satirischen Stoff ganz aus der Zeitgeschichte nehmen und so finden wir ihn beim Abschlusse seiner Satirendichtung zugleich auf der Höhe seiner Entwicklung. Er war ausgegangen von Hochzeitsgedichten mit satirischem Anfluge, war dann, durch die Zustimmung seiner Freunde veranlasst, die Satire als solche zu pflegen, theils als Übersetzer, theils als Verarbeiter antiker Vorbilder zur Abfassung eigentlicher Satiren übergegangen, wobei er zunächst nur Gebrechen möglichst allgemeiner Natur behandelte, aber schon in der sechsten Satire ziemlich tief in seine Zeit eingriff. Nachdem er dann in der siebten in nicht sehr glücklicher Weise versucht hatte, was er ohne sonderliche Stütze vermochte, war er dann in der letzten wieder zur lebendigen Berücksichtigung der Gegenwart zurückgekehrt und so dem gefolgt, was er selbst VIII. 481 als Aufgabe der Satire ausspricht: die Laster der Zeit der Vernunft entgegenzuhalten. Ja, wir sahen sogar, dass der sonst so vorsichtige Rachel unter dem Namen des Hirsenpfriemers einen von Fürsten ausgezeichneten Zeitgenossen verhöhnte. Früher, in der Zuschrift an Tscherning bei Übersendung der sechs ersten Satiren, hatte er noch gesagt: „Weiln aber bey allen Menschen dergleichen Laster gefunden werden; so nimmt der Fürwitz und der Neid leichtlich Ursache zu verleumden und zu sagen: Hie ist der gemeinet: Welches, so es mir auch begegnen solt, wie ich denn muss vermuthen, so müsste ich solches zwar leiden und gedulden: getröste mich aber in diesem Fall eines guten Gewissens und versichere alle Menschen, dass mir kein Schertz so lieb ist, dass

ich dadurch einen guten Freund verlieren oder einen Feind mir machen wollte.“ In dem „Poeten“ aber ist Phil. von Zesen so deutlich gezeichnet, dass jeder kundige Leser sofort den Hirsenpfriemer durch diesen ersetzte.

Rachel ist hier aber nur einer von den vielen, die ihren Spott an dem gewiss in manchen Punkten angreifbaren Gründer der deutschgesinnten Genossenschaft ausliessen.

II.

Die Unechtheit der Jungfern-Anatomie und des Jungfernlobes.

Ein Jahr nach der ersten Gesamtausgabe der Satiren Rachels, ein Jahr vor des Dichters Tode, erschienen ohne Ortsangabe „J. Rachelii neuverbesserte teutsche satyrische Gedichte“, vermehrt um zwei weitere Satiren, die den Titel „Jungfernanatomie und Jungfernlob“ führten. Die Frage, ob diese Gedichte echt seien, wird von Kurz, Lappenberg (Laurembergausgabe S. 210 Anmerkung) und Goedeke bejaht, während Moller (Cimbria litterata), Wippel (Vorrede seiner Rachelausgabe, Neumeister (Specimen dissertationis historico-criticae de poetis germanicis 1706 S. 99 unter Seyffart), Nicopacius de Purorivo¹⁾ (Hamburgische Vermischte Bibliothek 1745 III. Bd. 1. Stück), Schröder (Rachelausgabe 1828 S. XX), Koberstein, Sach (S. 62) sie für untergeschoben erklären. Da Moller und Neumeister weiter unten zu Worte kommen, das, was Sach Neues bringt, ge-

¹⁾ Nicopacius de Purorivo ist nach Ziegler (Hamburgische Nachrichten aus dem Reiche der Gelehrsamkeit 1760, Stück 40 S. 320) „der selige Herr Pastor Siegfried Sievers zu Reinbeck ohnweit Hamburg, der sich Nicopacius nannte, weil er Siegfried hiess, und sich den Zunamen de Purorivo gab, weil er zu Reinbeck Prediger war.“ Ist das richtig, so kann er nicht, wie Goedeke, Grundriss II. S. 237 meint, der Liscowische Heinrich Jakob Sivers sein.

legentlich erwähnt werden wird und Schröder sich hauptsächlich die Gründe des Nicopacius aneignet, so mögen diese hier kurz zusammengefasst werden.

1. Während sich die ersten sechs Satiren durch Rachels Vorrede, die siebente durch V. 109, die achte durch die Anrede an Tscherning als echt erweisen, fehlen in der neunten und zehnten Satire dergleichen Spuren; es findet sich in ihnen auch eine Abweichung im Drucke, indem hier die Verse mit männlichem Reim etwas eingerückt sind.

2. Die ersten acht Satiren zeigen einen Verfasser, der durchgehends gelehrt, feurig, sinnreich und dabei zuweilen stachlicht geschrieben hat; in den beiden letzten Satiren findet man so wenig von diesen Eigenschaften, dass Rachel, wenn er diese Gedichte verfasst haben soll, entweder schlafend oder trunken gewesen sein muss.

3. Die ersten acht Satiren beweisen, dass Rachel ein Mann gewesen, der ein sehr christliches, tugendhaftes und ehrliebendes Gemüt gehabt hat, während in den beiden letzten ein frecher, ärgerlicher und liederlicher Ton herrscht.

4. In den ersten acht Satiren finden sich zwar einige Verstösse gegen Metrik und Grammatik, ferner viele Provinzialwörter, aber das sind teils Druckfehler, teils Fehler der Zeit; die beiden letzten Satiren sind mit Fehlern angefüllt.

Um die Sache zu entscheiden, wollen wir zunächst unter Benutzung der angegebenen Gründe zeigen, dass diese Gedichte Rachel nicht zugeschoben werden dürfen, und dann, dass der Verfasser derselben, jedenfalls aber der der „Jungfern-Anatomie“, der schon früher erwähnte Magister Carol Seyffart ist.

a) Rachel ist nicht der Verfasser der
beiden Gedichte.

Schon Sach hat angeführt, dass Rachel jene Ausgabe von 1668 nicht gekannt haben möge, da wenigstens sein ältester Sohn nach Mollers Angabe die beiden Gedichte erst aus einer späteren Ausgabe kennen gelernt habe. So würde sich der Umstand erklären, dass eine Verleugnung derselben von seiten Rachels nicht vorliegt. Es muss dabei aber bemerkt werden, dass jener Sohn bei dem Tode seines Vaters erst 13 Jahre alt war, so dass der angegebene Umstand und der weitere, dass er selbst die beiden Satiren für untergeschoben erklärte, nicht schwer ins Gewicht fallen. Wichtiger ist, dass der Pastor Ziegler zu Heyde, wie er Hamburger Nachr. 1760 Stück 40 berichtet, als er Rachels Manuskripte bei dessen Urenkel, dem Studiosus Hinkelmann, einsah, wohl die acht Satiren vorfand, die beiden anderen aber nicht. Es wäre nun immerhin möglich, dass das Manuskript der in Frage stehenden Gedichte Rachel abhanden gekommen und wider Willen und Wissen des Dichters der Öffentlichkeit übergeben seien. Allein innere Gründe verbieten Rachel als Verfasser derselben anzusehen.

1. Die Alexandriner der acht Satiren sind, wenn auch einige Male dem Rythums und Reime zu liebe die Wörter gegen Opitz, Poet. Cap. 7 der Endungen entbehren und dgl. (wie I. 6 noch Dafne zu gefallen, I. 233 Bey ihrer Stimme mag kein Nachtigall sich gleichen, VI. 574 in so viel Jahr und Tagen, VII. 661 nach vielen Red und Fragen, IV. 164 und VI. 516 bracht (imperf.) im Reime auf Macht und Nacht), oder ältere und ungewöhnlichere Formen angewandt werden (z. B. II 64 ist ein seltzsam Glück, III 28 ein vollenkommner Mann, I 344 der Schnee-

geleichen Haut, VII 138 ihme), korrekt.¹⁾ Nur zwei Verse,

VII. 348. „Und kehret niemahls bey verkehrten Herten ein“,

VII. 459. „Greiffst was vielleicht die Jungfrau selbst mit Willen gibt“

enthalten eine Abnormität in der Caesur. Ein entschuldbarer Reimfehler begegnet VII 39: Fürst: Durst. Binnenreime finden sich nirgends.

Anders steht es mit der 9. und 10. Satire.

Fehlerhafte Caesuren zeigen²⁾:

IX. 24. Verderbet, setzt so lange jenes an die Seit.

IX. 193. Die so viel sieht als die Nacht-Eule bey dem Morgen.

IX. 149. Das Scheidgen, Messer und die Gabel au die Seit.

IX. 274. Gleich wie ein Vogler, wenn er Stricke pflegt zu legen.

IX. 436. Ich wil euch sagen was nicht saget das Papier.

IX. 168 zeigt fehlerhaften Hochtou:

Dass einer nimmer dies alles erzählen kann.

IX. 185 wird zur Reimbildung eine nd. Form verwandt, während die hochdeutsche gleich daneben steht:

„Ja manche geht Allmod, der schon die Augen trippen,
Wie ein Giessbecken triefft, die nicht mehr rothe Lippen...“

Binnenreime finden sich — allerdings durch onomatopoetisches Interesse veranlasst —

IX. 131. „Da muss er seyn bespitzt, geschlitzet und geritzt,
Die Falten müssen seyn verfasset und verfitzt.“

IX. 295. „Wenn sie sind bei der Lust; da muss es seyn gebückt,
Gerückt, geknickt, gezückt und wie sich sonst schickt.“

¹⁾ Einige fehlerhafte Verse: IV. 258, V. 125, VI. 81, 177, VII. 161, 398 erklären sich als Druckfehler und sind leicht zu verbessern.

²⁾ IX. 24, 193, 168 stehen in dem später zu erwähnenden Göttinger Drucke und bei Seyffart in richtiger Form.

V. 24. Verderbet, setz so lang ich jenes an die Seit.

V. 193. Die so viel siehet als die Nacht-Eul bey dem Morgen.

V. 168. Dass man bissweilen kanm dieselben zehlen kan.

Dass einer nimmermehr diss alles zehlen kan.

In der 10. Satire enthält V. 69

„Nun hätten sie in sich, wie ich mir laszn erzehlen“

eine harte Verschleifung.

V. 181: Des Abends Morgens auch wander ich hin und wieder,
hat abnormen Hochtou und überzähligen Jambus.

2. In den acht Satiren finden sich zwar Derbheiten, aber keine Obscönitäten; die stärkste Stelle, VII. 611, ist jedenfalls nicht lüstern. Die 9. und besonders die 10. Satire dagegen enthalten Lascivitäten in Menge, z. B. IX. 91, 105, 111 ff, 307, 339, X. 11, 19 f, 39, 47, 88, 147 f, Stroph. 4 und 5.

Es ist nicht anzunehmen, dass Rachel, der so heftig gegen die „Poeten“ eifert, die mit der Saue läuten (vgl. VI. 416 ff, VIII. 65 ff), selbst in diesen Fehler so tief hineingeraten konnte. Zu beachten ist hierbei noch die Angabe Zieglers (a. a. O.) dass Rachel vor der Ausgabe seiner lateinischen Gedichte, in denen ja etwas mehr Freiheit gestattet schien, im Manuskripte alles ausgestrichen oder abgeändert hat, was nur einigermaßen anstössig sein konnte.

3. Was den Geist und die Darstellungsweise der beiden Gedichte angeht, so ist zunächst von der 10. Satire zu behaupten, dass diese läppischen Anreden: Engelgen, Püppgen, Jungferchen, Schätzgen, Schelmgen, Diebgen, Mäusgen, Vögelchen, Hühnergen, Schlängelchen, Mückgen, Würmergen, Gästgen, Kindergen, Mäulergen u. s. w. mit gleich läppischen Einkleidungen, diese witzlosen, zum Teil sinnlosen Reimereien, die dann endlich nach 268 Versen Einleitung in 36 Strophenversen das eigentliche Thema behandeln, von Rachel nicht herrühren können. Ist aber die 10. Satire nicht haltbar, so kann auch die 9. nicht wohl bestehen. Diese ist nicht so schlüpf-
rig wie die 10. und befasst sich mit einem Gegenstande, den Rachel in Absicht und Ausführung

ähnlich I 301—357 behandelt hat. Hierin scheint uns gerade der Grund zu liegen, weshalb man diese Satire unter Rachels Namen ausgehen lassen konnte. Es finden sich auch noch sonst Anklänge an Rachel. Wenn der Verfasser der „Jungfern-Anatomie“ von Jungferthieren spricht, so hatte auch Rachel sich ähnlich ausgedrückt (I 35 bey solch verworffnem Thier, I 237 O auserwähltes Thier, VI 528 das alte Knochenthier). Man vergleiche ferner V. 33 mit Rachel VI. 429, V. 25 mit Rachel I. 17, V. 429 mit I. 391, V. 236 mit II. 129, V. 267 mit VII. 22, V. 341 mit IV. 234.

Die Darstellungsweise ist in der 9. Satire vielfach unbeholfen und voll Wiederholungen, ein Fehler, den die acht Satiren, wenn sie auch oft an lehrhafter Breite leiden, nicht aufweisen. Man lese nur gleich aus der Einleitung die Verse 4 ff:

„Hört, dieses euer Thun bringt meine Feder vor.
Was Jungfern-Leben sey, was euer Thun und Wesen,
Das schreib ich kühnlich her, so viel ich hab gelesen
Und anderswo gehört. Herzu, du Jungfer-Thier,
Was dir zuwider ist, das bring ich itzo für.“

Oder V. 95 f.

„Die Ärmel müssen weit als aufgeblasen stehn
Und forne Krausen dran, sonst können sie nicht gehn.
Jetzt trägt das Frauen-Volck auch grosse Stutzer-Krausen,
Die müssen vor der Hand wie dicke Wolken brausen,
Dass, wenn man an wil sehn, man krieget einen Grauss
Und lässt, als wenn die Hand zum Wolcken guckte naus“

Vgl. ferner V. 53 ff, 61 ff, 84 f, 282 f.

Sprüchwörtliche Alliterationen ferner, an denen die acht Satiren ziemlich reich sind, finden sich in diesen Gedichten nicht, wenn man nicht die IX 14 vorkommende Verbindung Wahn und Witz dahin rechnen will.

4. Auch eine Abweichung im Sprachgebrauche lässt sich feststellen. Rachel ersetzt das Relativum

nur dann durch ein „so“, wenn der Wohllaut es erfordert: II. 76, VII. 262, VIII. 193 geht dem ein „die“ vertretenden „so“ ein anderes „die“ voraus. VI. 497:

„Wie mächtig war auch der, der Perser, Goten, Wenden“

verschmäh't er sogar das Ersatzmittel. Die 9. Satire dagegen zeigt dieses „so“ neunmal (V. 72, 92, 108, 112, 115, 198, 230, 254, 265, 418), ohne dass der Wohllaut Veranlassung bot, die 10. viermal, darunter zweimal zum Zwecke der Euphonie. (V. 16, 53, 68, 133.) Die saloppen Formen „rein“ für herein (IX. 60), „nein“ für hinein (IX. 396), „naus“ für hinaus (IX. 100), „raus“ für heraus (IX. 260, 413, X. 152), „draus“ für daraus (IX. 429) finden sich bei Rachel nicht.

5. Diejenigen, welche die beiden Satiren für echt halten, werden jedenfalls zugeben, dass sie als Jugendgedichte anzusehen seien. Dann ist aber auffällig, wie auch Sach hervorhebt, dass Rachel sich hier der „Ditmarscher“ so sehr enthalten haben sollte, die uns in den anderen Satiren ziemlich häufig begegnen, wenn sie auch nicht gerade, wie Sach S. 63 behauptet, davon wimmeln. Die 10. Satire ist frei von nd. Wörtern, in der 9. findet sich, abgesehen von dem schon gekennzeichneten trippen nur V. 173: Wocken = Rocken.

6. Auch die Art der Stoffentlehnung, die die 9. Satire aufweist, spricht dafür, dass Rachel nicht der Verfasser derselben ist.

Das gelehrte Buch (V. 5 und 15), aus dem der Verfasser der „Jungfern-Anatomie“ zum grossen Teile sein Material geschöpft hat, sind die Gesichte des Moscherosch, denen er auch den Titel verdankt (Gesichte, Randbemerkung zu I. S. 81).¹⁾ Nun hat

¹⁾ Bei Seyffart wird Philander auch als Quelle angegeben.

ja auch Rachel diese Quelle einige Male benutzt, aber niemals in der Weise der Entlehnung, wie sie hier auftritt. Nur eine Stelle sei als Beispiel angeführt:

V. 181 ff:

„Doch prangen sie daher so stoltz und aufgeblasen
Nicht anders als ein Frosch, ob schon die alten Nasen
Sind einem Schnabel gleich, dadurch man destilliert,
Und trieffet immerfort, dass einem übel wird.
Ja manche geht Allmod, der schon die Augen trippen
Wie ein Giessbecken triefft, die nicht mehr rothe Lippen,
Die stinket wie ein Bock, die nicht mehr hurtig geht,
Und trägt im Munde Zähn, so viel als die Lampret,
Ja deren Kopff nicht recht und stetig hin und wieder
Gleich der Schaafschellen geht, ja welche singet Lieder,
So lieblich wie ein Frosch, so zierlich als die Mück,
Die solche Runtzeln hat als Furchen auf dem Stück,
Die so viel sieht als die Nacht-Eule bey dem Morgen,
Die will mit Hoffahrt doch den alten Leib versorgen.
Ja deren Athem riecht, wie ein verlegen Aas
In Hundes-Tagen thut, die düncket sich auch was.“

Moscherosch I. S. 207: „Wie ich nun ferner gehen wollte, begegnete mir eine alte Dame, einer Erbaren Matronen sich gleichstellende . . . Die Augen stacken ihr in dem Kopff als zwei roht fewrige Bixlein, trieffend und rinnend als ein Giessfasshänlein. Ihr gantzes Angesicht war von farb wie die Fusssohlen eines Menschen, blawe Lefftzen, uber welche ein langer ungehewrer Distillirschnabel herabhinge, so ohne underlass tropffete.

Turpis ab invisio pendeat stiria naso . . . Sie hatte nicht mehr Zähn im Mund als ein Lampreth . . . Ihr Kopff dantzete daher wie ein Schaffschelle. Ihre Sprach lauttete als ob sie uber stein stulperte. Und in summa:

Huic tres capilli quatuorque erant dentes
Pectus cicadae, crusculumque formicae
Cum comparata rictibus suis ora
Niliacus habeat Crocodilus angusta

Meliusque ranae ganniant Ravennates
Et Adrianus dulcius culex cantet
Videatque quantum noctuae videant mane
Et illud oleat quod viri capellarum.
Curvo pannosae pendent a pectore mammae
Et sulcos uterus prodit (Mart. III. 93).

Ihr Athem roche von ferne als ein aass in den Hundestagen.“

Von den anderen Entlehnungen seien die evidentesten angemerkt:

V. 14 : Mosch. I. S. 83, 169 : II. 18, 199 : I. 362, 217 : I. 82, 224 : I. 103, 237 f : I. 362, 273 : I. 172, 353 : I. 173, 414 : I. 75 und 77.

Der Verfasser ist so sehr seinem Vorbilde gefolgt, dass ihm V. 221 ganz überraschend ein „Nächst stund“ aus der Feder geflossen ist.

Nach all diesem wird man Rachel nicht mehr für den Verfasser der „Jungfern-Anatomie“ und des „Jungfernlobes“ halten dürfen.

**b) Der Verfasser der „Jungfern-Anatomie“,
vielleicht auch des „Jungfernlobes“ ist
Mag. Carol Seyffart.**

I. Bezüglich der „Jungfern-Anatomie“ liegt die Sache einfach. Seyffart hat sich selbst als Verfasser derselben bekannt, indem er sie in die „Poetischer Glückstopff“ betitelte Sammlung seiner Gedichte aufnahm. Diese Sammlung erschien zu Eisleben im Jahre 1671, zehn Jahre vor seinem Tode. Sie enthält eine Reihe von Gedichten, die aus den Jahren 1650, 1652 ff. stammen, und Seyffart sagt selbst in seiner epistola dedicatoria: maximam carminum horum partem (praefiscini dixerim) a me tum Studioso, tempore subsecivo, non Magistro et Poeta, nec non Pastore (itaque ergo anno non hor-no) Schemam sumsisse suam. Bei einigen Gedichten

fügt er hinzu, dass sie vor etlichen Jahren allbereits herausgegeben, darunter sind einige, die ganz den Ton und Gehalt der in Rede stehenden Satiren haben, so S. 12 „Nichtiges Witber-Leben, lustig beschrieben und übergeben bey eines Witbers Hochzeitlichen Ehren Tagen in Halla, vor etlichen Jahren zu Wittenberg allbereits herausgegeben“, S. 67 „Die mehr als hoffärtigen Hällischen Braut-Mägde, bey einer Hällischen Hochzeit 1652 herausgegeben“, S. 60 „Vergleichung der Jungfern mit den Gänsen, bei einer Hällischen Hochzeit vor etlichen Jahren in Hall allbereits herausgegeben.“ Und so wird auch die „Jungfern-Anatomie“ aus dieser Zeit stammen, in welcher Seyffart einige zwanzig Jahre alt war. Ein derartiger Vermerk fehlt allerdings bei dem Gedichte, das hier — mit mehr Recht, wie sich zeigen wird — „Wunderliches Jungfer-Leben“ heisst; wenn es aber im J. 1668 hinter den Satiren Rachels als dessen neunte erscheinen konnte, so war es ebenfalls von Seyffart schon vorher herausgegeben. Von einem späteren Sonderdrucke der „Jungfern-Anatomie“ und des „Jungfernlobes“ berichtet Goecke. Er erschien 1688 (nach Seyffarts Tode) zu Stralsund unter dem Titel: „Wohlausgeführte Jungfern-Anatomie“, 12^o, worin S. 11 jemand F. S. unterzeichnet hat. Dieser Druck ist mir nicht zu Gesicht gekommen, wohl aber habe ich Kenntniss genommen von einem Drucke, der sich auf der Universitätsbibliothek zu Göttingen in einem Sammelbande Polit. III 8038 als № 48 findet. Der Titel lautet: „Wohlausgeführte Jungfer-Anatomie, darinnen unterschiedliche Meinungen von dem Ursprunge und eigentlichen Bedeutung des Wortes Jungfrau artlich angeführet und entdecket worden. Worauf auch beschrieben sind die neuen und wunderlichen Kleidungstrachten der Jungfern, nebenst

etlichen Sprichwörtern und anderen ihren üblichen Sitten und Gebräuchen in wohllautende Verse verfasset. Alles sehr lustig und wohl zu lesen. Gedruckt im ietzigen Jahr.“ Der Druck, 20 Seiten umfassend, besteht aus einem prosaischen und einem poetischen Teile. Der prosaische Teil (S. 3—6) befasst sich mit der Etymologie des Wortes Jungfrau und bildet die eigentliche „Jungfern-Anatomie.“ Der Schluss lautet: „Hiermit so schliesse ich und recommendire mich als ein demüthiger Besembinder unter dem Schatten eurer lincken Kniekehle, nach welcher ich verlangend bleibe

F. S.“

Von den 16 Versen, die der prosaischen Abhandlung voraufgehen, hat Seyffart die vier an das übel-auffnehmende Frauenzimmer gerichteten auch seinem Wunderlichen Jungferleben vorausgesetzt, während die betreffenden Rachelausgaben gleich mit dem S. 7—20 stehenden Gedichte beginnen.

Auch dieser Druck ist nicht die Vorlage des Textes in den Rachelausgaben gewesen. Das beweisen die vielfachen, zum geringen Teile schon oben angegebenen Varianten in den einzelnen Versen, das beweist auch der Umstand, dass dort hinter V. 104 (bei Seyffart ebenfalls) noch acht Zeilen folgen, die in den Racheldrucken fehlen:

„Die Schauben seyn gemacht von wenig wenig Falten,
Dieselben muss gar schön der zarte Rücken halten,
Zwei Flügel müssen dran stets auff und nieder gehn,
Dies alles soll nun fein als Alamodisch stehn.
Ein grosser Überschlag von klaren Kammer Lappen,
Der muss weit oben umb die leichte Schauben klappen,
Die Zinnen bester Art, seynd sauber umbgeneht,
Dass, wer es siehet an, der Hunger ihm vergeht.“

Hier hilft die Aussage Neumeisters in seinem Specimen etc. S. 99: „Carmen promissum quidem,

carminatum tamen inscriptumque „Wunderliches Jungfer-Leben“, sub titulo „Jungfer-Anatomie“ seorsim aliquoties est recusum.“

Dass die Unterschrift statt des zu erwartenden C. S. ein F. S. aufweist, kann der Identität keinen Eintrag thun. Seyffart setzt bei mehreren seiner Gedichte hinzu, dass sie unter eines anderen Namen ans Licht getreten seien, und er mochte Grund haben, wie sich noch später zeigen wird, die Autorschaft eines so herausfordernden Gedichtes damals zu verdunkeln.

Die „Jungfern-Anatomie“ zeigt übrigens so sehr das Seyffartsche Gepräge, dass auch ohne alle äusseren Beweismittel der Verfasser ermittelt werden könnte.

Das Gebaren der Jungfern zu schildern bereitet Seyffart ein sonderliches Vergnügen. Wie in der „Jungfern-Anatomie“, zeigt er auch in seinem „Nichtigen Witber-Leben“ (S. 12 ff) eine gründliche Kenntnis all der vielen Sachen, die zur Garderobe einer Frau gehören. S. 60 f. vergleicht er in einem längeren Gedichte unter allerlei Anzüglichkeiten die Jungfern mit den Gänsen, er belauscht sie bei ihren spitzigen Gesprächen über ihre Freier (S. 114 f), schildert ihren Zorn, wenn „ein Witber-Bild das Junggesellen Volck den Jungfern abestihlt“ (S. 55 ff.) u. s. w.

Ausdrücke wie Jungferthier, Jungferzier u. a. begegnen uns im poetischen Glückstopfe sehr häufig.

Ähnliche Eingänge und Schlusssätze wie die der „Jungfern-Anatomie“ sind zahlreich bei Seyffart. Man vergleiche den Anfang des Spottgedichtes auf die Hällischen Brautmägde mit den einleitenden Versen unserer Satire:

„Ihr stoltzen Bothen ihr, ihr Braut Bedienerinnen,
Verzeiht mir diese Wort, ich schreibe das Beginnen,
So sonst ihr verübt, ich bitte höchlich noch,
Nur hört ein wenig mich, macht frey des Ohres Loch.“

Jungfern-Anatomie:

„Herzu, du Jungfer-Schaar, du Volck von klugen Sinnen,
Herbey, so viel ihr seyd, hört, was ich will beginnen!
Nehmt Zopff und Schleyer weg, macht frey das Jungfer-Ohr,
Hört, dieses euer Thun bringt meine Feder vor.“

Belege für verschiedene Redewendungen und Ausdrucksweisen der J. A. könnten aus dem Glückstopfe mehrfach herangezogen werden. Die oben angegebenen sprachlichen Erscheinungen, die sich mit dem Sprachgebrauche Rachels nicht deckten, finden sich bei Seyffart in grosser Fülle.

Den Reim trippen: Lippen hat Seyffart noch Seite 57, 151, 226, 377.

Kurz, es ist kein Zweifel, dass Seyffart der Verfasser der Rachel zugeschriebenen „Jungfern-Anatomie“ ist.

II. Dass Rachel auch nicht der Verfasser der sog. 10. Satire, des „Jungfernlobes“, sein kann, ist oben gezeigt worden und hat nunmehr darin eine Stütze gefunden, dass die Unechtheit der 9. Satire zweifellos festgestellt ist. Es fragt sich jetzt, ob wir berechtigt sind, auch hier in Seyffart den Autor anzunehmen.

Dagegen spricht der Umstand, dass dieses Gedicht nicht in den Glückstopf aufgenommen ist. Es lässt sich aber demgegenüber geltend machen, dass der Pfarrer von Gröbzig Bedenken tragen mochte, ein Gedicht als das seinige anzuerkennen, das an Lascivität die „Jungfern-Anatomie“ weit überbietet, wiewohl der Glückstopf auch manche derbe Sachen enthält.

Unmittelbar hinter dem Drucke № 48 findet sich in dem erwähnten Göttinger Sammelbände als № 49 „Des Grossen Königs von Zimbalie erste Missiv und Satyra an dem anmuthig — Elb-Strom — wohnenten Frauen-Zimmer.“ Diese Satyra ist

die sog. 10. Satire Rachels, das „Jungfernlob.“ Ob jedoch die beiden Nummern zusammengehören, ist nicht zu erkennen, vielmehr scheint aus der verschiedenen Seitensignatur gefolgert werden zu müssen, dass es sich um zwei verschiedene Drucke handelt. Der Stralsunder Druck vom Jahre 1688 jedoch enthält beide Satiren.

Aus dem Gedichte selbst könnten zwei Bemerkungen, wenn man sie als nicht erdichtet ansehen will, zur Feststellung der Persönlichkeit des Verfassers herangezogen werden: V. 1: „Ihr Jungfern, die ihr hier an unser Elbe lebt“ (wofür die Rachelausgaben: die ihr hier an unsern Flüssen lebt) und V. 92: „Das machts, dass er vor dem zu Leipzig hat studiert.“ Dass Seyffart zu Leipzig studiert habe, ist nicht bekannt.

Die Diktion des Gedichtes ist derart, dass man aus diesem Grunde gegen Seyffarts Autorschaft keine Bedenken erheben kann, wenngleich Beziehungen zu den anderen Gedichten Seyffarts selten sind.

Auch die Vorliebe für die oben angeführten Deminutiva ist echt Seyffartisch. Man vergleiche Beispiels halber die 1. Strophe des „Schäferliedes bey der Lemmerischen Hochzeit“ (Glückstopf S. 143):

„So kom nun mein Lämchen, mein Bämchen, mein Schwämchen,
Mein Schäfchen, mein Schläfchen darzu!

Mein alles du!

Kom kom doch mein Schwämchen zu dem das verwund,

Mein Bämchen in Mund

Mein Lämchen gesund

Zu aller Stund.“

Die Verhältnisse, auf welche in dem apologetischen Teile, der dem eigentlichen „Jungfernlobe“ vorausgeht, Bezug genommen wird, passen auch zu Seyffarts Persönlichkeit. Man hat dem Verfasser vorgeworfen, er habe Thorzettel auf die Jungfern

veröffentlicht, die „nichts als Pasquillerey in sich hätten“ (V. 69). Er erklärt, das sei nicht wahr, er habe vielmehr bislang die Jungfern in seinen Versen nur gelobt. Er droht aber, sie mit Feuer und Schwert zu verfolgen, wenn sie ihn nicht in Ruhe lassen würden.

Dass Seyffart das Leben der Jungfern mit Vorliebe zum Gegenstande seiner Dichtungen machte, ist bereits erwähnt. Seine Autorschaft suchte er dabei zu verbergen. (Vgl. den Schluss des Spottgedichtes auf die Hällischen Braut-Mägde:

„Ach wüset, wüset ihr, ihr Mägde-Volck zu bitten,
Wer dieses euer Thuns, und eurer schönen Sitten
Allhier der Rühmer wär, ihr dürfft ihm bitten aus
Zur Hochzeit eine Dam, dort aus dem Spittel Haus.“)

Aber trotzdem hatte man ihn im Verdachte, und es traf ihn der Zorn der Angegriffenen. In dem Gedichte: „Cupido an das Tugend-volle und Lobwürdige Frauenzimmer“ (Glückstopf S. 132) lässt er sich von dem Gotte von dem Vorwurfe der Pasquillerey freisprechen, die er in einem Gedichte — augenscheinlich ist die „Jungfern-Anatomie“ gemeint — begangen haben solle. Cupido sagt:

„Ich ward erbittert gantz, als Fama dem Gehöre
Die Post und Zeitung gab, nicht sonder gross Beschwere,
Man thät dem Jungfervolck in schelten gar zu viel,
Dass man auch könnte nicht ergreifen fast das Ziel.
Mir wurde bald darauff zu Handen übergeben,
Wie doch die Jungfer-Zunft ein wundersames Leben
Offt führte, welches hat in Schrifften kundgemacht
Ein Sohn, der solches Volck nicht gerne sonst veracht
Ich liess den Augen Ziel dasselbe durch zu lauffen,
Gefiel mir ziemlich wol, ich musste solches kauffen,
Ich ward bericht zuvor, es sei fast ein Passquil,¹⁾
Doch fand ich solches nicht, nicht auch es sagen wil.“

¹⁾ Man beachte V. 69 des Jungfernlobes:

„Nun hätten sie in sich, wie ich mir laszn erzählen
Nichts als Pasquillerey.“

Cupido findet, dass die Hällischen Jungfern nicht recht haben, wenn sie glauben, sie seien in jenem Gedichte gemeint:

„Man schreibet in gemein,
Und meinet niemand, als wer selbst sich menget ein.“

Er fährt fort:

„Nicht enig ist es Kunst, das Jungfer Volck zu rühmen,
Kunst ist es auch, die Zahl der Laster zu benümen. (!)
Ich selbst, ob ich zwar klein, doch bin ich voller Gier,
Und sage, was missfällt an einer Jungfer Zier,
Man schilt kein Jungfer Bild, so brauchet guter Sitten,
Das nimmt auch keiner nichts, wenn man von ihren Schritten
Die Feder fließen lässt. Wer schimpft ein Tugend Bild,
Denselben billich auch ein Kluger wieder schilt.“

Wenn so Seyffart seine „Jungfern-Anatomie“ als harmlos hinstellen lassen kann, so ist ihm auch zuzutrauen, dass er, wie es im „Jungfernlobe“ steht, kühn von sich behaupten konnte, er habe bislang die Jungfern in seinen Versen nur gelobt, zumal die ganzen Ausführungen daselbst keineswegs danach aussehen, als wenn sie vollkommen ernst aufgefasst werden wollten.

Und so dürfen wir wohl die Ansicht vertreten, dass Seyffart höchst wahrscheinlich auch der Verfasser der sog. 10. Satire Rachels ist.

III.

Das klassische Element in Rachels Satiren.

Dass die Satiren Rachels mit klassischer Gelehrsamkeit angefüllt seien, lässt sich von ihm als einem Dichter jener Zeit im allgemeinen und einem Anhänger der Opitzischen Schule, nach der ein Dichter in den griechischen und lateinischen Büchern wohl durchtrieben sein muss, im besonderen von vornherein erwarten. Bei unserm Dichter kommt noch der Umstand hinzu, dass er ein Philologe von Beruf ist.

Der Zug zum Altertume zeigt sich bei ihm nicht nur in der Verarbeitung römischer Satiren, sondern auch überall in der Verwendung der Mythologie, in der Einkleidung gewisser Begriffe in antike Form, in der Anbringung von Reminiscenzen aus der alten Geschichte, in der Benutzung von Dichterstellen aus sachlichem oder formalem Interesse.

Auf den mythologischen Aufputz, der sich in allen Satiren findet, brauchen wir nicht näher einzugehen. Ausdrücke wie Amors süsse Glut (II. 10), Venus' Liebesstricke (II. 85), Lyaeus' Saft (VIII. 52), Thetis' Schoss (I. 27), Amphitritens Glas (I. 195, VI. 489), Neptun für Meer (I. 203), Phoebus oder Cynthius für Sonne (I. 193, VI. 613, VIII. 147) und dgl. sind fast allen Dichtern jener Zeit geläufig und wurden ja auch in den Lehrbüchern der Poeterey genugsam anempfohlen.

Rachel geht über diese allgemein gebräuchlichen Redensarten hinaus.

Wenn er I. 62 von dem Hause der unordentlichen Hausfrau sagt: „Die leichte Spinne ziert die Fenster um und um“, so unterlässt er nicht, nach Ovid. metam. VI. 5 ff hinzuzufügen:

„Sie hängt an die Wand
Ihr zartes Meisterstück Minerven wie zur Schand.“

Eine stattliche Schöne vergleicht er I. 305 nach Juvenal VI. 503 oder Ov. ars am. II. 645 mit Andromache und nach Verg. Aen. I. 491 mit Penthesilea. Der Mann, der sich von seiner Frau beherrschen lässt (I. 180), gleicht dem Alcides bei der Omphale (Prop. III. 11. 17). Den Einwurf, dass ein Ehemann leicht ein Aktaeon, ein Hörnerträger, werden könne (II. 105), beschwichtigt er scherzhaft dadurch, dass er sagt, Naso glaube an seine Aktaeongeschichte selbst nicht, ebensowenig wie man sich von ihm auf die Ärmel biegen lasse, dass Götter Ochsen seien (Juppiter) und dass die Pferde fliegen (Pegasus).

Wenn er I. 25 sagt, dass Juppiter nach der Deukalionischen Flut das werthe Mannsgeschlecht aus edlem Samen, „davon die Sterne selbst den reinen Ursprung nahmen“, (vgl. Ovid. met. I. 78 sive hunc divino semine fecit), erschaffen habe, so verwechselt er die zweite Genesis des Menschengeschlechtes mit der 1., aber offenbar absichtlich, um einen Übergang zu der Bearbeitung des Fragmentes des Semonides zu haben.

Gewisse Arten von Menschen liebt er durch antike Vertreter darzustellen. Der Dichter, der sich an die Bearbeitung des 30jährigen Krieges geben will, wird ein neuer Maro genannt (I. 10), ein weiser Mann (I. 80), oder ironisch ein Klügling

(VI, 4) ist ein Thales, ein Tadelgern ein Momus (I. 7) oder nach Horaz ep. I. 18. 82 ein Theon (I. 9, VIII. 38), ein urteilsloser Schmäher ein Midasbruder (VIII. 2), ein skeptischer Theologe ein Lucian (VI. 347), ein Schlemmer tritt unter dem Namen des Lukull auf (VI. 50), die Dirne als Thais (IV. 28, VIII. 184), der plagosus magister nach Hor. ep. II. 1. 70 als Orbilius (VI. 262), ein tüchtiger Grammatiker ist nach Juv. VII. 215 ein Palaemon (VI. 264), ein armer und armseliger Poet nach Juvenal I. 2 und III. 203 ein Codrus (VIII. 156 und 497), ein „geiler Bock“ im Frauenrocke ein Clodius (VI. 644), ein Frauenverführer ein Paris oder Tarquin (II. 55), der luscus Hannibal (Juv. X. 158) wird bei ihm zum Polyphem (VI. 463), ein Gesetzgeber tritt als Lykurgus auf (II. 137), ein Schwindler nach Juv. VI. 576 als Thrasyllus (VIII. 414), der Besitzer des brennenden Nachbarhauses heisst nach Aeneis II. 312 (Juv. III. 198) Ukalegon. Hierher gehört auch, dass er einen Greis das Rätsel Oedipi nennt (VI. 558) und I. 239, wenn er eine arme aber fleissige Frau meint, sie Melissa nennt. Wenn er IV. 237 sagt:

„Vielleicht gedeyet er zu Ruten oder Stecken
Des Kadmus Halbgesel, die Kinder nur zu schrecken“,

so haben wir hier eine etwas fernliegende, aber dadurch gerade Rachels Belesenheit charakterisierende Beziehung auf den von Horat. sat. I. 6. 39 erwähnten carnifex Cadmus, nicht, wie Schröder (Anm. S. 67) meint, auf den alten Heros Cadmus.

Man sieht, dass Rachel bei seinen Lesern eine ziemliche Bekanntschaft mit der klassischen Litteratur voraussetzt.

In seinen nachgebildeten Satiren begnügte er sich vielfach nicht mit dem, was die Vorlage ihm

bot. Wenn er IV. 225 die Worte Juven. XIV. 204 „*Lucri bonus est odor ex re qualibet*“ wiedergibt:

„Das Geld ist eben gut und stinkt nach keiner Wahren“,

so setzt er nach Suet. Vesp. 23 hinzu:

„Und kunte mans von Kot und Harn zusammensparen
Wie jener Kayser thät.“

Bei der Übertragung von Juv. X. 15 f. erläutert er (VI. 19 ff) die Angaben der Vorlage dadurch, dass er bezüglich des Longinus aus Tacit. ann. XVI. 7 oder Suet. Ner. 37 hinzufügt, dass das Bild des Cassius die Ursache der Verhaftung gewesen, bezüglich des Seneka aus Tacit. ann. XV. 60 f. oder aus Dio, dass er seines Mörders Lehrer gewesen und auf welche Weise er geendet habe. Bei der Erwähnung des Schicksals des Cicero (VI. 337) bringt er ganz zweckdienlich die Anekdote an, die sich an den Aufenthalt desselben beim Molon knüpft; bei der Schilderung des traurigen Ausganges der Unternehmung des Xerxes gegen Griechenland (VI. 486), den er nach der sprichwörtlichen Redensart *cucurbitae caput habere* den Kürbiskopf nennt, müssen wir auch erfahren, dass ihm später der eigene Knecht das unverhoffte Recht gegeben habe, und dgl. mehr.

Auch die Ausdrucksweise ist einige Male durch die klassische Litteratur beeinflusst, wie wenn es I. 6 in Erinnerung an Hor. sat. I. 10. 71 „*in versu faciendo roderet unguis*“ heisst:

„Noch Dafne zu gefallen die Nägel abgebissen“,

wobei „Dafne zu gefallen“ soviel sagen will wie: um den Lorbeer zu erhalten, oder I. 244 „und mir den Gurgel bricht“ im Hinblick auf das guttur frangere des Horat. epod. 3. 21., oder wenn II. 163 mit Horaz und Persius Nieswurz zur Heilung der

Tollheit verordnet wird, oder I. 162 eine Frau den Sinn nach ihrem Gatten lenket „gleich wie die edle Reben sich nach der Ulmen thun.“

Endlich müssen wir hier noch die mehr oder minder wortgetreuen Entlehnungen anführen, die Rachel — abgesehen von den nachgebildeten Satiren des Persius und Juvenal — den alten Schriftstellern entnommen hat.

In technischer Beziehung ist anzumerken, dass Rachel in den Einleitungen dreier Satiren von Gedanken ausgeht, die auch Persius und Juvenal zu demselben Zwecke verwenden.

So ist der Eingang des „poetischen Frauenzimmers“ eine Nachbildung des Prologes des Persius, auf den auch Lauremberg IV. 110 f. anspielt und den er in seiner satira V. 15 f, J. P. Titz in einem Gedichte auf den Tod des Opitz (Fischer a. a. O. S. 181) benutzt.

Zur Einleitung in den „Freund“ verwendet er den anfangs der 6. Satire von Juvenal ausgesprochenen Gedanken, nur dass er das dort von der Keuschheit Gesagte hier auf die Freundschaft überträgt; ausserdem entnimmt er aus der ähnlichen Stelle des Juv. XIII. 38 ff den V. 40 f:

Tunc, cum virguncula Juno
Et privatus adhuc Idaeis Juppiter antris,

den er V. 7 also wiedergibt:

„Als Juno Jungfrau war, als Juppiter ein Kind
Nicht wusste, was der Knecht mit einer Magd begint.“

Der Anfang des „Poeten“ endlich lehnt sich offenbar, wie schon Schröder (S. 180) gesehen, den Versen an, mit denen Juvenal seine erste Satire anhebt:

„Semper ego auditor tantum? Nunquamne reponam
Vexatus toties rauci Theseide Codri?“

Auch sonst sind die Entlehnungen aus klassischen Schriftstellern sehr zahlreich.

I. 118 bei der Schilderung des klatschsüchtigen Weibes hat Rachel jedenfalls Juv. VI. 402 f. im Sinne gehabt. Juvenal (XIII. 26) gehören auch die Verse VIII. 105:

„Es werden kaum so viel sich finden aller Orten
Als Nilus Thüren hat und Thebae schöne Pforten.“

(Vgl. Schröder, S. 187.)

Aus Lucan. Pharsal. hat er, so viel ich sehe, zwei Verse übersetzt:

I. 95. Fraterno primi maduerunt sanguine muri,

R. VII. 269. Es ward das neue Rom mit Brüder Blut begossen,

IX. 1057. „tutumque putavit

Jam bonus esse socer“,

R. VII. 292. „Da kunt er allererst ein guter Eydam seyn.“

Die noch übrigen Entlehnungen fallen auf Horaz, und deren sind sehr viele.

Wenn wir die Reminiscenz aus Carm. III. 2. 31 (Raro antecedentem scelestum deseruit pede Poena claudo), die sich VII. 506 vorfindet, vorwegnehmen, so betreffen die anderen Stellen zwei von Horaz mit Vorliebe behandelte Gegenstände, Geiz und Schlemmerei und die Dichtkunst.

Wir sahen oben, dass Rachel in seiner 6. Satire über den von Juvenal gebotenen Stoff hinausgehend eine Schilderung der Laster des Geizes und der Schwelgerei gab, und zu dieser Ausführung hat ihm Horaz vielfach Material geliefert, vornehmlich in der 2. Satire des 2. Buches.

Man vergleiche nur folgende Stellen:

Sat. II. 2. 20.

„Tu pulmentaria quaere

Sudando: pinguem vitiis albumque nec ostrea

Nec scarus aut poterit peregrina iuvare lagois“,

v. 41. „Quamquam
Putet aper rhombusque recens, mala copia quando
Aegrum sollicitat stomachum, cum rapula plenus
Atque acidas mavolt inulas“,

v. 76. „Vides, ut pallidus omnis
Cena desurgat dubia? Quin corpus onustum
Hesternis vitiis animum quoque praegravat una.“

R VI. 59.

„Da doch den armen Tropf allein der Ekel quält
Und nichtes auf der Welt als nur der Hunger fehlt,
Wenn noch der Magen nicht das vorig kan verdäuen,
Den Schmauss der letzten Nacht und lieber woltê speyen:
Als wieder seyn gefüllt, welch Bisslein, welcher Tranck
Kann ihm zu Willen seyn? wer kochet ihm zu Dank?
Da wird dem Leckermaul, dem sonstn nichtes fehlet,
Ein Hering abgestreift, ein Rettig nur geschälet,
Ein frischer Kopff-Sallat mit Essig vorgebracht . . .“

Von dem Genügsamen sagt Horaz v. 80:

„Alter, ubi dicto citius curata sopori
Membra dedit, vegetus praescripta ad munia surgit.“

R. VI. 69: „Ach wie ein seligs Leben
Führt der, dem seine Faust das täglich Brod kan geben,
Ist vor der Sonnen wach, fängt alles was er kan,
Mit Gott und mit Gebet und frischen Händen an.“

Von den Geizigen v. 58:

„ . . . cuius odorem olei nequeas perferre . . . cornu ipse bilibri
Caulibus instillat, veteris non parcus aceti “

R. VI. 99: „Frisst seinen Kohl allein
Darauf ich wahrlich nicht sein Gast begehrt zu seyn.“

Von dem alles vergeudenden Schlemmer v. 96:

„Adde
Iratum patrum, vicinos, te tibi iniquum
Et frustra mortis cupidum, cum derit egenti
As, laquei pretium “

R. VI. 145:

„Da geht der Jammer an. Da hebt er an zu dencken,
Ob er den nassen Hals wil würgen oder hencken.
Den Freunden kommet er nicht gerne zu Gesicht “

Eine Reminiscenz aus Hor. sat. I. 1. 45:

„Milia frumenti tua triverit area centum:
Non tuus hoc capiet venter plus ac meus“

enthält ferner R. VI. 49:

„Was hilft es, dass Lukul zu Tafel ist geessen,
Da hundert Trachten stehn? Er kann nur satt sich fressen.“

Hier seien auch die dasselbe Gebiet berührenden Entlehnungen in Rachels 4. Satire erwähnt, die sich wiederum da finden, wo er mehr bietet als seine Vorlage.

V. 249.

„Gelt macht die Narren klug, erhebt zu Ehrenständen,
Es redet ohne Mund, gewinnt mit stillen Händen,
Es steurt die Jungfern aus, gibt Adel und Geschlecht,
Macht rechte Sachen krumm und krumme Sachen recht.“

Hor. ep. I. 6. 36:

„Scilicet uxorem cum dote fidemque et amicos
Et genus et formam regina Pecunia donat
Ac bene nummatum decorat Suadela Venusque “ —

Die dort V. 365 f. gegebene Erweiterung von Juvenal XIV. 305—8 lehnt sich an Horat. sat. I. 1. 76 an:

„An vigilare metu exanimem noctesque d'esque
Formidare malos fures, incendia, servos,
Ne te compilent fugientes, hoc invat?“ —

Von den die Dichtkunst betreffenden Entlehnungen findet sich eine in der 6. Satire, die anderen fallen auf den Poeten.

VI. 416 sagt R:

„Wenn aber ein Poet nur mit der Saue läutet
Und gern auff schändlich Ding mit groben Possen deutet,
Wenn seine gantze Schrift nach bösem Leumut schmeckt,
Wenn er geheime Schmach der gantzen Welt entdeckt,
Wenn seiner Feder Ruhm besteht in solchen Sachen,
Dass er mit bitterm Schertz nur andre schwartz wil machen ...“

Hor. sat. I. 4. 81:

„Absentem qui rodit amicum,
Qui non defendit alio culpante, solutos
Qui captat risus hominum famamque dicacis,
Fingere qui non visa potest, commissa tacere
Qui nequit: hic niger est, hunc tu Romane caveto.“

Was Horaz sat. I. 4. 40 (Rachel VIII. 79), ep. II. 2. 111 f (Rachel VIII. 95 f), ep. II. 2. 408 f (Rachel VIII. 219 ff), ep. II. 3. 333 (Rachel VIII. 455) sagt, fand Rachel bereits in dem Buche von der deutschen Poeterey. Hier mögen noch folgende Stellen angemerkt werden.

R. VIII. 417:

Mag doch kein Schiffer heissen,
Der keinen Wind versteht. Wer keinen Fisch kan reissen,
Der kan kein Koch nicht seyn. Wer keinen Pechdraht kennt,
Der mag mit Wahrheit ja kein Schuster seyn genennt.

Hor. ep. II. 1. 114:

„Navim agere ignarus navis timet, abrotonum aegro
Non audet nisi qui didicit dare, quod medicorumst
Promittunt medici, tractant fabrilis fabri.“

(Vgl. Schröder, S. 208.)

R. VIII. 469:

„Indem er also sitzt, bedenket er mit Lachen,
Wie oft das grosse Gut den Reichen arm kan machen,“

und VIII. 433:

„Man muss es zwar gestehen,
Wer zu dem Reichtumb eilt, muss anders was ansehen
Als Versemachers Kunst. Wer plötzlich reich will seyn,
Der löss umb wenig Geld gestohlne Wahren ein,
Der trage Zungen feil, bediene faule Sachen,
Doch dass er beyde Theil ihm kan zu Freunde machen . . .
Bedient er Vormundschaft, er muss auff sich auch sehn,
Und sollten gleich hernach die Mündlein barfuss gehn “

Epist. II. 1. 119:

„Vatis avarus

Non temerest animus; versus amat, hoc studet unum,
Detrimenda, fugas servorum, incendia ridet
Non fraudem socio puerove incogitat ullam
Pupillo “ —

Die Schlussverse:

„Hab ich den Geck erzürnt, ich kan es doch nicht lassen
Ich biete Recht und Trutz dem der mich solches wehrt“

geben sehr oberflächlich einen Gedanken wieder,
den Horaz in der 1. Satire des 2. Buches ausspricht,
man vergleiche besonders v. 57 f:

„Seu me tranquilla senectus
Exspectat seu mors atris circumvolat alis,
Dives, inops, Romae, seu fors ita iusserit, exul,
Quisquis erit vitae scribam color“ —

So zeigen uns die Satiren Rachels auf jeder Seite eine entschiedene Einwirkung der klassischen Litteratur. Wir haben aber auch zugleich den Eindruck gewonnen, dass ein Mann, der in dieser Weise überall Reminiscenzen anzubringen weiss, mit den römischen Dichtern vertraut gewesen ist, dass seine Kenntnisse auf diesem Gebiete nicht bloss äusserlich angelernt, sondern ihm in Fleisch und Blut übergegangen sind. Seiner Satire jedoch war dieser weitgehende Einfluss nicht günstig. Seine Gedanken verlieren dadurch nach Inhalt und Form an Originalität, und hier liegt zum guten Teile auch der Grund dafür, dass seine Satiren sich so sehr mit allgemeinen, stets wiederkehrenden Verhältnissen befassen.

IV. Anhang.

a) Litteratur über Rachel.

1. Dan. G. Morhof gibt in seinem Unterrichte von der deutschen Sprache und Poesie (Kiel 1682) S. 750 in kurzen Worten ein Urteil über Rachel ab und schliesst: „Unser Vaterland ist ihm billig verpflichtet, dass wir auch in diesem Stück (in der Satirendichtung) nicht nötig haben, den Ausländern den Vorzug zu gönnen.“

2. M. E. Neumeister, Specimen dissert. historico-criticae de poet. Germ. hs. seculi praecipuis 1695, rep. 1706 p. 83 kennt die Satiren Rachels nach der Oldenburger Ausgabe vom J. 1677 und lobt an ihnen besonders schematum frequentiam et proverbiorum elegantiam. Bekannt ist ihm auch Rachels Christlicher Glaubensunterricht.

3. J. J. Wippel schickt seiner Ausgabe (Berlin 1743) einen Vorbericht voraus, in dem er Rachels feurige Kühnheit, wohlangebrachte Sprichwörter, rührenden Nachdruck, natürliche Schilderung und besonders seine glückliche Nachahmung der Alten lobt. Die „Jungfern-Anatomie“ und das „Jungfernlob“ werden für unecht erklärt. Wippel kennt auch Rachels Panegyris Menippea.

4. Joh. Moller, Cimbria literata (Havniae 1744) p. 507 und 8 stellt nach den Angaben eines Sohnes von Rachel, wie er selbst sagt, zum ersten Male das Wesentlichste über Rachels Leben und Schriften

zusammen. Des Dichters Werke, die lateinischen und deutschen, werden aufgezählt und die Ausgaben vermerkt, die „Jungfern-Anatomie“ und das „Jungfernlob“ für unecht erklärt und der Inhalt des Nachlasses angegeben, der von den Erben aufbewahrt werde. Das niederdeutsche Gedicht Rachels erwähnt Moller nicht.

5. Nicopacius de Purorivo (Siegfried Sievers von Reinbeck) versucht in der Hamburg. vermisch. Biblioth. 1745 III. Bd. mit den schon angeführten Gründen nachzuweisen, dass die 9. und 10. Satire von Rachel nicht verfasst worden seien. Er macht ferner einige Bemerkungen über Rachels Familie und Heimat, erwähnt sein niederd. Gedicht und macht zu VI. 390 f. eine sonderbare Conjekture.

6. H. F. Ziegler, Pastor in Heide, wo Rachel von 1652—60 Rektor war, gibt Hamb. Nachr. aus dem Reiche der Gelehrsamk. 1760 Stück 40, 41, 43, 83 Mitteilungen über Rachels Manuscripte. St. 40: Rachels Manuscripte, soweit sie im Besitze des Studiosus Hinkelmann, eines Urenkels des Dichters, seien, enthielten nur die bekannten 8 Satiren — ein Beweis für die Uechtheit der 9. und 10. Satire. Andere Manuscripte habe der Kammerrat Viethen „vor einigen Jahren“ einem gewissen Professor (nach Sach S. 64 war es Reinboth in Jena) geschickt, der eine Lebensbeschreibung des Dichters verfassen wollte, aber weder diese geleistet, noch die Manuscripte zurückgegeben habe.¹⁾ St. 41 und 43 berichtet er auf Grund des Manuscriptes die Lesarten VII. 107, 161, 403, 608 der Freyburger Ausgaben und teilt aus dem in seinem Besitze befindlichen

¹⁾ Nach Nasser, Vorlesungen II. S. 355 besass zu seiner Zeit ein Prof. Mellmann eine Sammlung ungedruckter Gedichte Rachels, „unter denen sich vorzüglich die lateinischen auszeichnen; die deutschen sind grösstenteils Gelegenheitsgedichte“

Nachlasse, der ein poetisches Trosts Schreiben an den Landschreiber Nicol. Boje in Heide und 14 kleinere Gedichte enthalte, 2 der letzteren mit. Sie lauten:

1. Marmotto togato J. R.

Recht à la mode ein kleines Bärtlein stutzen,
Sich fein und langsam putzen,
Steif, ernst und heilig sehn,
Sich drehen, leise treten,
Hoch schreyen, prächtig beten,
Auf lauter Stelzen gehn,
Hebräisch radebrechen,
Unrecht Latein und drey Wort Griechisch sprechen,
Mit schlechtem Witz und vielen Büchern pralen,
Mit fremder Münze zahlen,
Zum Scheyn seyn abgericht,
Den schwarzen Kies verdecken mit der Kreiden
Und nach der Kunst den warmen Hasen schneiden:
Dies alles macht mir keinen Priester nicht.

2. An Hn Chr. Petreus, Kays. gekrönten Poeten.

Der Ehrenkranz, der dir
Als wie ein Lohn gelehrter Treflichkeit
Ist aufgesetzt, wird durch der Spötter Neid
(Wie du m r schreibst) ganz hönisch ausgelachet.
O Unvernunft! was hindert aber das?
Du sehest, wie an Sinnen und Verstande
Die Narren sind verkehrt.
Wer Ruhm für Schimpf und Ehre hält für Schande,
Ist keiner Ehre werth.

Im 83. Stücke berichtet Ziegler ferner, dass ihm neuerdings noch 51 ungedruckte latein. Gedichte Rachels zu Gesicht gekommen; sie seien bestimmt gewesen, das 3. Buch der epigrammata abzugeben, gewidmet dem Herzoge Friedrich von Holstein, indem die Panegyris Menippea dabei als epigrammatum liber secundus auftreten sollte. Das daraus von Ziegler wegen der Ähnlichkeit mit Gedanken der 7. Satire abgedruckte Gedicht lautet:

In ebriam fraternitatem.

Quos madida vino copulat dementia,
Eadem resolvit hora saepe et distrahit.
Quid hoc furoris? quive mos est barbarus?
Humi reclinis altero fultus genu
Haerente lingua peieras fluxam fidem
Fratremque fingis adque foedus impium
Testes adoptas vane quos spernis Deos.
Ut strigis instar rusticum Tu Tu canas,
Ut saepe ructes summo et imo e gutture,
Pudorem ut omnem penitus eiures mihi,
Fraternitatis omnis hic nempe est honor.
J, scurra! pecudes hoc honore Sarmatas
Macta et Cyclopas potius hos fratres cole.

7. Chr. H. Schmid, Nekrolog oder Nachrichten von dem Leben und den Schriften der vornehmst. verstorb. deutschen Dichter (Berlin 1785), I. Bd., S. 130—38, gibt einige Bemerkungen über Rachels Leben, wobei er ihn irrtümlich als Pastor von Wesselburen gestorben sein lässt (vergl. Sach, S. 46), zählt die drei Sammlungen lateinischer Gedichte Rachels auf und gibt einen kurzen Überblick über den Inhalt der Satiren; die 9. und 10. hält er für echt. Nachdem er sodann von den Ausgaben der Satiren gesprochen, fällt er über diese selbst ein im ganzen ungünstiges Urteil, indem er an Rachel Plumpheit, unverfeinerten Geschmack und rauhe Sprache tadelt.

8. Flögel, Geschichte der komischen Litt., Liegn. und Leipz. 1786, III. Bd., S. 427 f., zählt die ihm bekannten Ausgaben Rachelscher Satiren auf. Er kennt auch das niederd. Gedicht.

9. Nasser, Vorlesungen über die Geschichte der deutschen Poesie, Altona und Leipz. 1800, berichtet, II. Bd., S. 334—57, über Rachels Leben und die Ausgaben seiner Satiren, deren Inhalt er nebst einigen Proben vorführt.

10. Schröder, J. Rachels deutsche satyrische Gedichte, Altona 1828, macht in der Einleitung Mit-

teilungen über Rachels Leben, seine dichterische Thätigkeit und die Ausgaben seiner Werke. Den einzelnen Satiren, die mit Fussnoten versehen sind, gehen Inhaltsangaben voraus. Angehängt ist ein Glossar niederdeutscher und seltener Ausdrücke.

11. Lappenberg zeigt in den Anmerkungen seiner „Scherzgedichte von Joh. Lauremberg“, Stuttg. 1861, ähnliche Stellen bei Rachel auf. Ebenso Braune in seiner Laurembergausgabe.

12. A. Sach, Joach. Rachel, ein Dichter und Schulmann des 17. Jahrhunderts, Schleswig 1869, entwirft, hauptsächlich auf Mollers Angaben gestützt, die er aber durch eine Menge von Einzelheiten erweitert, besonders soweit es sich um Rachel als Schulmann handelt, ein anschauliches Bild von Rachels Lebenslaufe, seiner dichterischen Entwicklung und seiner Thätigkeit im Schuldienste. Die neuen Quellen, aus denen er schöpft, hat er leider nicht angegeben. Im Anhange teilt er das niederd. Gedicht Rachels mit: „Nu, min dochter, segg van harten“, und gibt eine Übersicht über die Ausgaben Rachelscher Schriften. Ein dritter Anhang betrifft Lauremberg.

**b) Bemerkungen zu der von Sach S. 61 ff.
gegebenen Übersicht über die Drucke
der Werke Rachels.**

Vorbemerkung. Bei folgenden Bibliotheken habe ich Erkundigungen über etwa vorhandene Racheldrucke eingezogen: Berlin, Breslau, Göttingen, Halle, Hamburg, Hannover, Kiel, Kopenhagen, Leipzig, München (Hof- und Staatsbibl.), München (Universitätsbibl.), Rostock, Strassburg, Wolfenbüttel.

Zu 4. 12 Bl. 64 S. 12°. Vorhanden in Berlin, Hamburg, Kiel.

Zu 5 und 6. Moller und Schmid erwähnen diese Drucke nicht. Nasser weiss nur von der Einzelausgabe des Poeten, Kopenhagen 1666. Sie waren auch auf den genannten Bibliotheken nicht vorhanden.

Zu 7 und 8. Die hier angeführten Gesamtausgaben von 1667 und 1668 konnten ebenfalls nicht nachgewiesen werden. Es erscheint zweifelhaft, ob sie überhaupt existiert haben. Moller und Rachels ältester Sohn haben sie nicht gekannt. Schmid und Flögel berichten nur von einem Drucke des Jahres 1668, der 10 Satiren enthalte und (nach Schmid) von Rachel selbst kurz vor seinem Tode herausgegeben sei. Das letztere ist jedenfalls unrichtig. Nasser führt „nach handschriftlichen Nachrichten“ die Ausgabe von 1667 auf, die von einem von Voss besorgt sei und ebenfalls schon 10 Satiren enthalten habe. Die Zweifel werden noch gestützt durch die Zuschrift des Druckers der Ausgabe von Oldenburg 1677, welcher erklärt, er habe die 7. und 8. Satire von einem vornehmen Patrone erhalten; sie seien „noch niemahls in Trukk gewesen.“ Aus Rachels Familie scheint dieser Patron nicht gewesen zu sein, da die Ausgabe nach Moller *in sciiis auctoris heredibus* herauskam.

Zu 9. Die Ausgabe von Oldenburg: Joachimi Rachelii | Londinensis | Neu-verbesserte | Teutsche Satyrische Gedichte | Mit Fleiss übersehen | von vielen hiebevorn | tergelaufenen Trukkfehlern corrigiret und mit der | Siebenden und Achten Satyren | als der Freund | und der Poet genannt | welche noch niemahls im | Trukke haussen gewesen | vermehret und zum | ersten Mahl in offenen Trukk bracht | Oldenburg | Gedrukt und verlegt durch Joh. Erich Zimmern | Buchdruckern daselbst | Anno 1677. 120 S. 8° enthält nur 8 Satiren (Goedeke, Grundriss III,

S. 237 unrichtig 1—10). Sie ist vorhanden in Berlin, Hannover, Kopenhagen. Der Frankfurter Druck, den Sach hier noch anführt, scheint sein Dasein einem Irrtume Schmidts zu verdanken, der Ausgaben von Frankfurt 1677, 1686 aufzählt, mit deren letzterer wahrscheinlich die Ausgabe „London“ 1686 gemeint ist.

Zu 10. Die Ausgabe „London“ 1686 enthält gegen Goedeke a. a. O. nur 8 Satiren. (Berlin, Kopenhagen, Rostock, Strassburg.)

Zu 11. Die Leipziger Ausgaben vom Jahre 1689 und 1695 (nach Moller 12^o, nicht 8^o) waren nicht aufzufinden. Moller kennt sie auch nur juxta catalogos nundinales.

Zu 12. Von den drei Bremer Ausgaben sind nachgewiesen die vom Jahre 1700 und 1707 (12^o, nicht 8^o) und beschrieben von Lappenberg in seiner Laurembergausgabe S. 199 f. Vgl. damit Müller „Zu Joh. Lauremberg“, Programm, Cöthen 1870, S. 13, und Braune, Laurembergausgabe, S. XII. Von der ersten sind Exemplare in Berlin, Halle, Hamburg, München (Hofbibl.), München (Universitätsbibl.), Wolfenbüttel, von der zweiten in Kopenhagen und Wolfenbüttel. Die Hamburger von 1718, die auch Sach nicht gesehen, konnte nicht aufgefunden werden.

Zu 13. Die drei vorhandenen „Freyburger“ Ausgaben (von neuem, zum vierten mahl, zum fünften mahl aufgelegt) sind von Lappenberg a. a. O., S. 200 ff., beschrieben worden. Exemplare der ersteren (144 S.) befinden sich in Kiel, Hamburg, Kopenhagen, der zweiten (2 Bl. 146 S.) in Kiel, Göttingen, Wolfenbüttel, der dritten (144 S.) in Kiel, Leipzig, Hamburg, Kopenhagen, Strassburg. Die letztere lässt Goedeke 1742 in Berlin von Lamprecht herausgekommen sein. Anders Nasser a. a. O. S. 386.

Zu 14. Eine Anzeige der Berliner Ausgabe vom Jahre 1743 findet man in den Götting. Zeitungen von Gelehrten Sachen vom Jahre 1743, S. 90. Exemplare in Berlin, Hamburg, Kiel, München (Hofbibl.), Strassburg und Wolfenbüttel.

Zu 16. Der „Christliche Glaubensunterricht etc.“, aus 380 Alexandrinern bestehend, Tübingen 1666 (zum dritten mahl gedruckt) befindet sich in Berlin, eine Stuttgarter Ausgabe von 1670 (zum siebenden mahl gedrucket) in Hannover, daselbst auch ein bei Sach nicht genannter Druck: Bremen 1707.

Die Tübinger Ausgabe enthält eine Widmung an den Fürsten Christian Eberhard, Fürsten und Erbprinzen zu Ostfriesland mit der Unterschrift: In tiefster Unterthänigkeit zugeschrieben von Joachimo Rachelio Londin. Der Fürstl. Ulrichs-Schulen zu Norden Rectore. Norden, anno 1666 den 1. Januarij. Dieser Druck enthält auch noch zwei weitere Gedichte Rachels, die ich noch nicht erwähnt gesehen habe. Das erste, 40 Alexandriner, führt den Titel: „Auff den Durchl. Erstgeborenen annoch zarten Jungen Erbprintzen Fürst Christian Eberhard zu Ostfriesland und den am Ostermontage (den 16. Aprils) dieses Jahres zu Grotesander Stikhausischen Ampts auff einem wüsten Akker in einem grossen Maulwurffs-Hauffen von einem Bauern wiedergefundenen Pitschafft-Ring des Weiland Hochgeborenen Grafen Ulrichs, Ersten Grafen zu Ostfriesland etc. Hochseligster Gedächtnisse.“ Unterschrift: Ihrer Durchl. zu unterthänigstem Dienste und Ehren gesetzt von Joachimus Rachelius.

Das zweite in 62 jambischen Senaren ist ein Hymnus in Christum crucifixum.

Zu 17. Ein Exemplar des Panegyris Menippea, Kilonii 1669, 12^o, befindet sich in Kopenhagen.

Vita.

Am 12. November 1867 zu Marienmünster im Kreise Höxter geboren, besuchte ich zuerst die Elementarschule meines Geburtsortes. Durch Privatunterricht vorbereitet wurde ich sodann Schüler des Gymnasiums zu Warburg und erhielt hier Ostern 1885 das Zeugnis der Reife. Meine philologischen Studien begann ich auf der Universität Würzburg, wo ich Vorlesungen der Professoren Kirschkamp, M. Schanz, Seuffert, Stahl, v. Urlichs besuchte. Von Ostern 1886 bis dahin 1887 hörte ich in Münster Vorlesungen der Prof. Hagemann, Langen, Milchhöfer, Niehues, Parmet, Stahl, Wüllner. In Göttingen waren meine Lehrer die Prof. Goedeke, Heyne, W. Meyer, Röthe, Sauppe, Volquardsen, v. Wilamowitz-Möllendorf. Hier bestand ich im Juni 1891 das Examen pro facultate docendi. Mein Seminarjahr legte ich am Königl. Gymnasium zu Minden, das Probejahr am Königl. Gymnasium zu Warendorf ab. An dieser Anstalt bin ich seitdem beschäftigt gewesen.

Berendes, Bernhard

Zu den Satiren des Joachim Rachel

1896

P.o.germ. 1117 f

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11818510-8